

Tages Woche

Freitag 14.8.2015 5. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

33 4001 Basel

T 061 561 61 61

5.-



9 772235 224407

Bildung

**Rundumbetreuung, neue
Lehrpläne und der Abwart
als Kumpeltyp: Die Schule
startet in eine neue Ära.**

Seite
6

DAS REFORMIERTE KLASSENZIMMER

ANZEIGE



Frank Stella

Malerei & Zeichnung, 09.05.–30.08.2015

museum für gegenwartskunst
kunstmuseum basel

Sonntag, 16. August 2015, 10–12 Uhr, MGK

Mit Nichte, Neffe, Paten- oder Enkelkind

Ein etwas anderer Besuch bei Stella

Ein Generationenworkshop

CHF 10.–, keine Anmeldung erforderlich

Machen Sie bei der Sicherheit Ihrer Daten keine Abstriche.

Die sichere Datacenter-Lösung in Basel zum günstigen Pauschalpreis. iwb.ch/rackbox

Aus eigener Energie.

Zusätzlich bis zu
2000^{CHF}
sparen! ^{**}

Rack 25

559^{CHF/mtl.*}

- 1/4 Rack
- 50/50 Mbit/s Internet
- 1 fixe IP-Adresse
- SLA Basic
- 30 Mbit/s Datacenter-Anbindung

Rack 50

999^{CHF/mtl.*}

- 1/2 Rack
- 100/100 Mbit/s Internet
- 1 fixe IP-Adresse
- SLA Basic
- 200 Mbit/s Datacenter-Anbindung

Rack 100

2199^{CHF/mtl.*}

- Full Rack
- 100/100 Mbit/s dediziertes Internet
- 8 fixe IP-Adressen
- SLA Premium (proaktiver Support)
- 1000 Mbit/s Datacenter-Anbindung

Profitieren Sie bis November 2015!

Bestellen Sie jetzt **online** www.iwb.ch/rackbox

* Preise exkl. MWSt ** Bereitstellungskosten entfallen

INHALT

3

Littering

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Barbara Schumacher lässt Kinder den Hausmüll in die Schule bringen. Im Interview erzählt die Umweltpädagogin, wie man Menschen das Littern austreibt.

Seite
22

Afrikastudien

FOTO: CHRISTIAN FLIERL



Macht, Religion und Boko Haram:
ein afrikanischer Historiker in Basel.

Seite
20

«Fantastic Four»

FOTO: 20TH CENTURY FOX



Die wahre Schlacht findet hinter der
Leinwand statt – die um Lizenzen.

Seite
37

Atombombe

Der Abwurf vor 70 Jahren über
Japan beschäftigt kaum noch.
Heute interessieren die Bomben
der anderen: diejenigen von
Iran und Nordkorea.

Seite
28

Jason Brügger	S. 4
Bestattungen	S. 34
Kulturflash	S. 39
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Andreas Schwald
Stv. Redaktionsleiter

Hurra, hurra, die Schule klemmt

Die Volksschule steht im Kreuzfeuer. Nicht nur von Reformen und Gegenreformen wie dem umstrittenen Lehrplan 21, der am Montag in Basel erstmals in Kraft tritt. Sondern auch von denen, die für die Schulen verantwortlich sind.

Das ist spätestens klar, seit die neue Baselbieter Bildungsdirektorin Monica Gschwind ihr Bonmot von den Schülern platzierte, die sich besser überlegen sollen, was sie wollen, statt noch ein paar Jahre in der Schule zu sitzen.

Bei allem Gram über die Volksschule: Der Unterricht ist heute so gut wie noch nie. Gleichzeitig ist das Unterrichten schwierig wie noch nie. Steht auf der einen Seite der politische Reformdruck, so kommt von der anderen Seite der Druck, gesellschaftliche und familiäre Defizite aufzufangen.

Es ist kein Zufall, dass die Zahlen der Privatschüler in beiden Basel anstiegen. Ob Eltern der Volksschule misstrauen oder einfach nur eine kreative Alternative suchen: Das Bildungssystem ist einem konstanten Stresstest unterworfen.

Der Leistungsdruck ist gross. Kein Wunder, verlangen die Baselbieter nach einem Reformstopp, den sie sich mit Gschwinds Wahlversprechen herbeiwünschten. Dass es auch anders geht, zeigten die Basler: Hier investieren Lehrkräfte ihre Kraft in die Umsetzung der Reformen. So wird der Lehrplan 21 Tatsache. Es sind nicht die Politiker, die ihn umsetzen, sondern die Lehrpersonen. Und die werden ihn umsetzen, wie sie Lehrpläne immer umsetzen: Vielleicht nicht im Sinn der Eltern oder der Bildungspolitik. Sicher aber im Sinn der Schüler.

Und die können am Montag vielleicht nervös, vielleicht aufgeregt, vielleicht auch ärgerlich ins Klassenzimmer treten. Sie können sich aber eines bewusst sein: Ihre Zukunft ist am Montag nicht besiegelt. Sie fängt gerade erst an.

tageswoche.ch/+s2hsd

Weiterlesen, S. 6



Zwischen Stuhl
und Bank
tageswoche.ch/
+4phns

Weiterlesen, S. 12



«Auch bei uns
gibts Reformen»
tageswoche.ch/
+q3pls

Jason Brügger

von Mara Wirthlin

Im Juni beendete Jason Brügger die Zirkusschule in Montreal. Nun führt ihn die erste Tournee mit dem Circus Monti in seine Heimatstadt.

Jason Brügger wirkt ruhig und bedächtig, fast schon schüchtern. Auf den ersten Blick entspricht er so gar nicht den Vorstellungen von einem extrovertierten Showman. Der 22-jährige Basler sagt selbst: «Die Zirkusleute sind ein sehr eigenes Volk.» Doch er könne sich keine bessere Ersatzfamilie vorstellen. Als 18-Jähriger reiste Brügger direkt nach der Sportmatur am Bäumlhof-Gymnasium für drei Jahre nach Kanada, um die renommierte Zirkusschule in Montreal zu absolvieren.

Diesen Juni hat er die Ausbildung erfolgreich abgeschlossen, nun kehrt er für längere Zeit zurück in die Schweiz: Brügger wurde als Artist im Circus Monti engagiert, einem der grössten und beliebtesten hierzulande.

Als Kind einer zirkusbegeisterten Familie erinnert sich Brügger an viele Monti-Besuche. «Es fühlt sich total komisch an, in einem Zirkus mitzuwirken, der zu den Kindheitserinnerungen gehört», sagt Brügger. Manchmal kann er es kaum fassen, dass er nun selbst in der Manege steht – und ist einfach nur froh, im professionellen Team mit dabei zu sein. «Ich habe einige sehr intensive Jahre hinter mir», sagt er, «doch nach einer Pause habe ich mich bisher nie gesehen, dafür macht mir die Zirkusarbeit zu viel Spass!»

**«Endlich erlebe ich
das richtige Zirkusleben.
Das ist mir jeden
Verzicht wert.»**

Der junge Artist schätzt sich glücklich, sofort nach dem Studium ein Engagement gefunden zu haben. Die Montrealer Zirkusschule sei zwar generell ein gutes Karrieresprungbrett, doch von Jahr zu Jahr seien es mehr Absolventen – längst nicht alle kämen direkt in einer Produktion unter, sagt Brügger.

In Basel habe er bisher nur wenig Zeit verbracht, viele seiner Freunde habe er gar noch nicht gesehen, selbst seine Familie nur kurz. Doch er habe von Anfang an gewusst, worauf er sich mit seiner Berufswahl einlasse. «So ist nun einmal das



Sein erstes Engagement führt Jason Brügger in den Zirkus seiner Kindheit zurück.

FOTO: JONAS GRIEDER

Zirkusleben», sagt er, «und das endlich einmal richtig mitzuerleben, ist mir jeden Verzicht wert.»

Der Circus Monti hat für Brügger die ideale Grösse für ein erstes Engagement. «Wir schlafen alle auf dem Zirkusplatz und packen auch beim Aufbau der eigenen Turnelemente mit an.» Auch den einzelnen Artisten kommt in dieser mittelgrossen Kompanie mehr Beachtung zu: «In einem riesigen Zirkus droht man in der Menge von über 60 Artisten unterzugehen, gerade als Einsteiger. Hier im Monti nehmen alle elf Artisten wichtige Rollen im Stück ein.»

Brügger selbst zeigt im Monti-Programm eine Strapatendarbietung, seine Hauptdisziplin, bei der er an zwei Bändern in der Luft turnt. In der Geschichte, welche

die artistischen Nummern verbindet, spielt er Gaby, der mit Daisy zusammen ein Paar aus dem traditionellen Zirkus repräsentiert. «Während ich im Programm nur Augen für meine Partnerin habe, interessiert sie sich auch für andere Männer und ist oft abgelenkt», sagt Brügger. Der junge Artist mag seine Rolle, «man kann so viel daraus machen», sagt er. Denn neben der körperlichen Herausforderung gefällt ihm auch das Schauspiel, darin werde er in dieser Rolle stark gefordert.

Alles andere als entwurzelt

Es bedeutet Brügger viel, mit seinem ersten beruflichen Engagement ausgerechnet in der Heimatstadt aufzutreten. Denn im Gegensatz zu vielen Kollegen, die im Studium nicht einmal während den Semester-

ferien nach Hause reisten, ist Brügger alles andere als entwurzelt. «Der Kontakt mit meiner Familie und meinen Freunden liegt mir am Herzen», sagt Brügger.

Doch bei aller Liebe zu Basel und der Schweiz: Wenn der Vertrag beim Circus Monti ausläuft, zieht es Brügger wieder ins Ausland, das weiss er schon jetzt. Denn seine Lust, andere Länder und Kulturen kennenzulernen, war mit ein Grund, weshalb er beim Zirkus landete. Wohin es als Nächstes gehen soll, darauf will sich Brügger noch nicht festlegen. «Mein Back-up-Plan wäre Brasilien, nicht schlecht, oder?»

tageswoche.ch/+g806y ×

Jason Brügger gastiert mit dem Circus Monti bis am 23. August auf der Rosenthalanlage in Basel.



A row of yellow school chairs with adjustable desks is shown on a gravel surface. The chairs are arranged in a line, and the desks are at different heights. The background shows a paved area and some greenery.

Schulanfang

Der Lehrberuf war nie so schwierig wie heute und die Schule nie besser. Vom Fluch und Segen, vor einer Klasse zu stehen.

ZWISCHEN STUHL UND BANK

von Renato Beck und Michel Schultheiss

Wenn am Montag im Baselbiet die Schule beginnt, kann die Welt zusammenbrechen. Dann gilt in der Primarschule zum ersten Mal der neue Lehrplan 21. Keine Bildungsreform in den letzten Jahrzehnten hat derartige Befürchtungen ausgelöst, unter Lehrern, vor allem aber unter Politikern aus dem rechten Lager.

Eine wirtschaftspolitische Katastrophe werde die Folge sein, prophezeit die SVP, Ideologen würden Tür und Tor zum Unterricht geöffnet. Monica Gschwind, neu gewählte Bildungsdirektorin des Basler Landkantons, befürchtete vor ihrer Wahl, die Schüler würden zu Versuchskaninchen degradiert, und dass die Qualität des Unterrichts einbreche.

Thomas Boss fährt sich mit der Hand über den Kopf, als er auf die tosende Debatte angesprochen wird. «Die Diskussion ist entgleist und wird der Realität nicht mehr gerecht», sagt er. Vor fast 40 Jahren gab er seine ersten Unterrichtsstunden am Löffelmattschulhaus in Münchenstein, heute arbeitet er noch immer dort. Bis zu seiner Pensionierung dauert es noch zwei Jahre.

Archetypus des strengen Paukers

Boss hat die Transformationen des Unterrichtens und Lehrerseins längst vollzogen. Vor 30 Jahren, als in den Klassenzimmern noch überwiegend dem Archetypus des strengen Paukers nachgeeifert wurde, begann er mit Werkstattarbeit, mit Gruppenunterricht und individualisiertem Lernen – Vorläuferkonzepte des Lehrplans 21. «Ich war an einem Punkt angelangt, an dem das bisherige Modell nicht mehr funktionierte», erklärt er. «Ich hatte Kinder in meinen Klassen, die richtig arbeiten wollten, andere konnten kaum Deutsch. Ich konnte nicht mehr allen Schülern dasselbe vorsetzen.»

«Was die Kinder machten, war egal, wichtig war, dass sie das Gefühl hatten, etwas erreicht zu haben», sagt Thomas Boss.

Boss beschaffte sich die neuen Unterrichtsmethoden auf eigenem Weg. Er besuchte die Freie Volksschule in Stans NW, die ihre Ansätze aus der Reformpädagogik deutscher Experimentierschulen holte und bereits 1985 lernschwache Kinder in den Regelunterricht integrierte.

Er veränderte seinen Unterricht radikal. Die Freiheit dazu hatte er, auch wenn die Kollegen irritiert reagierten. «Ich begann, freie Elemente einzubauen. Jedes Kind konnte, wenn es mit dem Stoff durch war, mit mir einen Vertrag abschliessen. Ein Mädchen, das gerne reitet, konnte sich verpflichten, ein Büchlein über Pferde

anzufertigen und das der Klasse zu präsentieren. Was die Kinder machten, war völlig egal, wichtig war, dass sie am Ende das Gefühl hatten, etwas erreicht zu haben.» Dieses Unterrichten hat er bis heute beibehalten und weiter ausgebaut.

Boss sagt, der Erfolg dieser Methoden sei offensichtlich. «Ich konnte den Starken besser gerecht werden und den Schwächsten auch.» Die starken Schüler wurden in ihrem Ehrgeiz nicht gebremst, die Schwächsten nicht überfordert. Alle hatten Erfolgserlebnisse. «Auch für mich war das viel erfüllender», sagt Boss.

Intaktes Vertrauensverhältnis

Dieses Unterrichten bedingte, dass er auf jeden einzelnen Schüler einging – viel intensiver, als es die damaligen pädagogischen Standards vorsahen. Diese Herangehensweise ist heute ein zentraler Gedanke im neuen Lehrplan. Entstanden ist sie aus den Erfahrungen in der Praxis und nicht, wie Reformgegner gern monieren, aus bildungstheoretischen Überlegungen.

Die Wissenschaft gibt Boss und den Reformern recht. 2013 legte der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie eine gewaltige Studie vor, die auf 50 000 Einzelstudien basiert und 250 Millionen Schüler umfasst. Hattie untersuchte, welche Faktoren den Lernerfolg beeinflussen. Sein Befund war eindeutig: Eine erfolgreiche Schulkarriere hängt vor allem vom Lehrer ab. Zentral für den Lernerfolg ist gemäss Hattie ein intaktes Vertrauensverhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Des Lehrers Fachkompetenz hingegen zählt zu den vernachlässigbaren Faktoren.

«Unseren Leuten», sagt Boss, der mittlerweile Schulleiter in Münchenstein ist, «hat diese Studie gutgetan. Sie hat sie darin bestärkt, auf empathische Art Schule zu geben.» Für den Lehrplan 21, der die Schüler nicht mehr nach dem Stoff misst, den sie gebüffelt haben, sondern nach den Kompetenzen, die sie erwerben konnten, ist das eine gute Voraussetzung. Boss sagt: «Meine Leute sind sehr gut vorbereitet auf das, was jetzt kommt.»

Während im Baselbiet der Widerstand gegen den umstrittenen Lehrplan 21 zu einem Politikum geworden ist, verläuft die Diskussion im Stadtkanton anders: «Hier hat ein Grossteil der Lehrkräfte beschlossen, ihre Energie woanders zu investieren», sagt Gaby Hintermann, selber Lehrerin und Präsidentin der Kantonalen Schulkonferenz. In der Stadt sind zahlreiche Lehrkräfte der Volksschule momentan mit den vielen Personalverschiebungen im Zuge der Schulharmonisierung beschäftigt. So beginnt kommende Woche nun das erste Jahr der neuen Sekundarschule.

Der Basler Sonderfall Orientierungsschule läuft damit aus, das Schulsystem wird umgekrempelt. Nach Angaben des Erziehungsdepartements werden im kommenden Schuljahr über 200 Lehrer einen neuen Job antreten und von der OS auf die Sekundarstufe und in die Primarschule wechseln. Ruhig ist es noch an den Gymna-

sien. Von dort aus werden laut ED zumindest im bevorstehenden Schuljahr noch keine Wechsel an die Sek anstehen. Dass Leute mit ganz unterschiedlichem Ausbildungs- und Arbeitshintergrund nun in einem Topf landen, schafft Konfliktpotenzial: Gymi- und OS-Lehrer seien ein bisschen «wie Mars und Venus», stellt Gaby Hintermann fest. «Es wird hier zu einem Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen und Fachsprachen kommen.»

Laut Gaby Hintermann hat diese Grossbaustelle viel Energie absorbiert: Manche OS-Lehrkräfte hätten in den letzten zwei Jahren an zahlreichen Übergangsstandorten verbracht, und der ganze parallele Aufbau der neuen Sek habe viel Kraft gekostet. Trotz Harnos ist ihr die Lust am Unterrichten nicht vergangen: «Die Vorfreude auf die neue Schule und die Jugendlichen ist gross.»

«Die Schule muss hier ausbaden, was die Stadtentwicklung nicht hinkriegt», sagt Gaby Hintermann.

Viele Befürchtungen im Zusammenhang mit Harnos haben sich nicht bewahrheitet, doch gewisse Unsicherheiten sind geblieben. So ist etwa der «Lehrermangel», der immer wieder durch die Medien geistert, mit diesem Strukturumbau differenzierter zu betrachten. Während etwa in den Gymnasien die Stellen ohnehin spärlicher gesät sind, dürfte es bei der Volksschule zu Verschiebungen kommen. Laut Gaby Hintermann ist man mit der Schulharmonisierung zunächst von einem Mangel auf der neuen Sekundarstufe I ausgegangen.

Gefühl der Undankbarkeit

Da aber viele ehemalige OS-Lehrkräfte dorthin wechselten, dürfte das Vakuum wohl eher bei der Primarschule auftauchen. Abgesehen davon könne somit momentan nicht von einem Lehrermangel die Rede sein. Im Gegenteil: In den letzten Jahren kam es wegen dem Schulumbau zu einem Anstellungsstopp. Manche Abgänger der Pädagogischen Hochschule mussten sich mit befristeten Stellen zufrieden geben. Gaby Hintermann findet das schade: «Viele engagierte Junglehrpersonen mussten sich aufgrund der unsicheren Stellensituation schon bald wieder verabschieden.»

Die Sparmassnahmen beim Basler Staatspersonal und anstehende Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen sorgten für zusätzliche Verunsicherung bei den Lehrkräften. Die Erhöhung des Pensionsalters, die Streichung von Dienstaltersgeschenken sowie die noch offene Anpassung der Altersentlastung kommen intern schlecht an. «Das Gefühl der Undankbarkeit machte sich breit – ausgerechnet jetzt,



Ein Lächeln der Kinder am Morgen entschädigt für vieles, sagt der Münchensteiner Schulleiter Thomas Boss.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

wo die Lehrkräfte besonders stark belastet sind und Extraefforts leisten», sagt Gaby Hintermann.

Nicht nur Harnos und Sparmassnahmen, sondern auch neue Ansprüche der Eltern haben in den Augen von Gaby Hintermann für neue Herausforderungen gesorgt – so etwa die Schulhauswünsche für die neue Sekundarstufe. Das Erziehungsdepartement führt bewusst keine «Rankings» der verschiedenen Standorte durch, doch der Ruf einzelner Stadtteile ist nicht zu unterschätzen – etwa wenn Eltern vom Bruderholz ihre Sprösslinge partout nicht ins Kleinbasel schicken wollen. «Der richtige Standort wird als das einzig Heilbringende angeschaut», sagt sie. Wirklich durchmischte Klassen anstelle einer Quartierschule seien daher noch immer ein Ding der Unmöglichkeit. «Die Schule muss hier ausbaden, was die Stadtentwicklung nicht hinkriegt», sagt Gaby Hintermann.

Volkkrankheit Evaluitis

Die Lehrkräfte müssen sich auch mit mehr Bürokratie herumschlagen, was das Einbinden von Kindern mit Behinderungen in Regelklassen, Elterngespräche, Eva-

luationen und Weiterbildungen betrifft. «Die Schule ist komplizierter geworden für alle Beteiligten», stellt Hintermann fest. Da alles rekursfähig sein soll, muss auch alles dokumentiert werden – so etwa die Entscheidung, ob nun eine Schülerin ins Gymnasium kommt oder nicht. «Die Gesellschaft verlangt heute einfach mehr von der Schule.»

«Ich kann nicht mehr in meinem Kerngeschäft arbeiten», bekommt Barbara Leu oft zu hören.

Barbara Leu, Psychotherapeutin und Lehrpersonenberaterin im Aargau, kann das bestätigen. Die Bürokratisierung des Berufs macht so manchen Ratsuchenden Sorgen. «Ich kann nicht mehr in meinem Kerngeschäft arbeiten» – Aussagen wie diese bekommt Barbara Leu oft zu hören. Dem hält sie entgegen, dass der Beruf sich geändert hat. Lehrpersonen haben heute Pflichten, die weit über das Unterrichten

hinausreichen. Die Tendenz, alles evaluieren zu müssen, sei nicht nur in der Schule ein Thema: «Daran krankt die Gesellschaft generell – für alles gibts Bewertungsbogen», meint Leu. Auch die grossen Erwartungen vonseiten der Eltern, insbesondere beim Übertritt der Kinder in eine höhere Schulstufe, machen den Lehrkräften zu schaffen.

Den Druck der Eltern empfindet auch der Münchensteiner Schulleiter Boss als zunehmend belastend für sich und seine Lehrer. «Immer mehr Eltern wollen, dass ihre Kinder eine Matur machen, und diesen Anspruch geben sie an ihre Kinder weiter.» Bereits nimmt jeder dritte Schüler in der Schweiz Nachhilfeunterricht oder besucht am Samstag ein Institut, um Stoff zu pauken. «Das ist gaga», kritisiert Boss, «so kann es nicht weitergehen, die Kinder leiden darunter.» Schafft das eigene Kind die Hürden trotzdem nicht, werden die Lehrer angegangen: «Wir haben vermehrt Eltern, die Druck machen, sobald ihr Sohn oder ihre Tochter eine schlechte Note heimbringt. Heute musst du als Lehrer alle deine Bewertungen detailliert begründen.»

Sind aber all die Probleme in der Schule neu und bringen die genannten Reformen auch wirklich, was sie versprechen? Werner Graf, Psychologe FSP, ehemaliger Schulleiter und freier Mitarbeiter beim Institut für Konfliktmanagement (IKM), ist hier skeptisch. Er hält die ganze mediale Aufregung um die Schulen für übertrieben. «Alte Sachen werden als neue Probleme dargestellt», meint er. Vor allem glaube jeder Laie, ein Fachmann zu sein. Da jeder eigene Schulerfahrungen hat, möchte hier auch jeder seine Meinung kundtun. Dabei ist Werner Graf überzeugt, dass Schweizer Schulen im internationalen Vergleich sehr gut dastehen. «Der Reformschub suggeriert, dass Schulen schlecht seien, was das Selbstbild der Lehrpersonen negativ beeinflusst», sagt Graf.

Dieses Schlechtreden der Schule führt er unter anderem auf den «Pisa-Schock» von 2001 in Deutschland zurück. Das OECD-Leistungsranking hatte damals eine Bildungsoffensive ausgelöst. «Dabei wird kaum hinterfragt, wie und was überhaupt bei Pisa gemessen wird», sagt Werner Graf. Dies schimmere auch bei der Idee der Kompetenzorientierung durch. «Ich bin kritisch gegenüber der angeblichen Messbarkeit und Ökonomisierung des Bildungswesens», sagt Graf. Dabei werde mit Instrumenten aus der Wirtschaft vorgegangen, die für die Bildung nicht geeignet seien.

Ein bitteres Fazit des Schulleiters

Trotz seiner Kritik am bildungspolitischen Vorpreschen möchte Werner Graf jedoch keineswegs in den Chor der Lehrplan-21-Gegner einstimmen. Er befürwortet eine Harmonisierung im Mosaik der unzähligen kantonalen Schulsysteme, die Umsetzung müsse jedoch sorgfältiger vor sich gehen.

Harmos, Evaluierungszwang, Elternterror – das Lehrerdasein war auch schon einmal einfacher. «Es ist heute so schwierig wie nie zuvor, Lehrer zu sein», sagt Thomas Boss. Und es wird immer anspruchsvoller, weil die Fliehkräfte in den Klassen stärker werden. «Wir haben vermehrt Kinder, bei denen man sich fragt, was da zu Hause los ist.» Boss zählt auf: Kinder, die ihre Freizeit auf der Strasse verbringen, weil der Vater Schicht arbeitet und die Mutter putzt. Die mit Striemen am Bauch in den Turnunterricht kommen, nachdem der Vater im Suff zuge langt hat. Flüchtlingskinder, die auf dem Pausenhof zuschlagen, wenn es zum Streit kommt, weil sie mit allgegenwärtiger Gewalt aufgewachsen sind. Die Gefährdungsmeldungen seiner Schulleitung an die Kinderschutzbehörde Kesb hätten stark zugenommen, zieht Boss ein bitteres Fazit.

Unvergleichlich schön sei der Beruf aber geblieben: «Wenn dich eines dieser Kinder mit all ihren Schwierigkeiten am Morgen anlächelt, entschädigt das für vieles. Das ist ein wundervolles Gefühl.»

tageswoche.ch/+4phns

×



Die Tagesstrukturen für Volksschüler in Basel-Stadt haben schweizweit Pionierstatus. Doch für manche Familien wären weniger starre Strukturen mehr.

Ein Vorzeigemodell mit Streberzügen

von Olivier Joliat

Das neue Schuljahr beginnt für viele Schülerinnen und Schüler, schon bevor die Glocken zum Unterricht klingeln. Ab sieben Uhr wird in vielen Tagesstrukturplätzen Frühstück aufgetischt. Ein Mittagstisch und drei verschieden lange Nachmittagsmodule runden das Betreuungsangebot des Erziehungsdepartements (ED) ab.

Das Angebot entspricht als flexiblere Alternative zu den ebenfalls boomenden Tagesheimen einem Bedürfnis. Auf's neue Schuljahr hin hat das ED noch mal 100 Tagesstrukturplätze geschaffen, sodass nun 2328 Plätze zur Verfügung stehen. Laut dem Basler «Zahlenspiegel Bildung» nutzten im letzten Schuljahr 2776 von insgesamt 14 172 Volksschülern dieses Angebot. Dank 19 Millionen Franken Unterstützung aus der Kantonskasse für das neue Schuljahr ist das Angebot für alle Familien finanzierbar.

Erfolg, der motiviert

Dahinter stehen grosse Anstrengungen des Stadtkantons. Erst im August 2007 eröffnete Erziehungsdirektor Christoph Eymann die erste Tagesschule mit Mittagstisch im Schulhaus Wasgenring. 25 Primarschulen und 10 Sekundarschulen bieten heute Tagesstruktur-Module. Dazu kommen 25 Mittagstische. Entsprechend stolz auf diesen Effort sind die Verantwortlichen bis hinauf zum Chef. Eymann lobte Basel schon vor zwei Jahren als Pionier, der als einer der ersten Kantone das Tagesbetreuungsgesetz umsetze und den Anspruch auf einen Betreuungsplatz 2006 gar in die Verfassung schrieb.

«Wir zögerten, unseren Sohn wieder anzumelden. In den letzten ein, zwei Jahren wurde das Programm etwas viel.»

Patricia Lipawsky Schmid,
Gymnasiallehrerin und Mutter

Die Verantwortlichen im ED motiviert der Erfolg zu weiteren Anstrengungen. «Wir wollen nicht nur mehr Plätze schaffen, sondern das Angebot auch qualitativ stetig steigern», sagt Claudia Magos, Leiterin der

Fachstelle Tagesstrukturen. Hierzu wurden Orientierungsraster an die Schulen verschickt, als Evaluationsinstrument mit Indikatoren, wo man steht.

Nur das Beste für das Schulkind

Daran gekoppelt ist der Auftrag an die Schulen, ein pädagogisches Konzept für ihre Tagesstruktur einzureichen. Ein grosser theoretischer Aufwand für das hehre Ziel: Nur das Beste für das Schulkind. Magos: «Wir bieten ein hochwertiges pädagogisches Angebot mit Ruheräumen für die Hausaufgaben, Ausflügen und Museumsbesuchen – nicht bloss einen Hütedienst wie bei der Muba.»

In der Praxis aber wäre weniger manchmal mehr. «Mein elfjähriger Sohn geht schon dreimal pro Woche ins Fussballtraining und er nimmt Bratschenunterricht. Am Freitagnachmittag ist er darum meist müde und will einfach nur ausruhen, statt einen Ausflug zu machen», erzählt Patricia Lipawsky Schmid.

Die Gymnasiallehrerin hat grundsätzlich nichts gegen pädagogisch wertvolle Angebote und schätzt die Tagesstruktur seit fünf Jahren. «Doch nun zögerten wir lange, unseren Sohn wieder anzumelden. In den letzten ein, zwei Jahren wurde das Programm etwas viel.» Störend am Angebot ist für sie auch die Vorgabe, dass man, um in den Genuss der Tagesstruktur zu kommen, mindestens vier Module buchen muss. Drei Mittagessen und nur ein Nachmittag in der Tagesstruktur sind jedoch nicht möglich. Zwei Module müssen am Nachmittag belegt werden.

Gezwungen wird niemand

Dass mindestens vier Module pro Woche belegt werden müssen, hat mit dem sozialen Bezug zu tun. «Wenn die Kinder nur einmal pro Woche kommen, kann man nicht wirklich mit ihnen arbeiten. Bei vier Modulen herrscht hingegen eine gewisse Kontinuität und man kann besser auf die Kinder eingehen», begründet Dieter Baur, Leiter der Volksschulen, diese Vorgabe des ED. Die Tendenz der Nutzer geht gemäss dem ED denn auch eher Richtung mehr denn weniger Module. 30 Prozent der Kinder, die Tagesstrukturen nutzen, besuchen das Angebot an fünf Tagen die Woche.

Doch liefert das die Berechtigung, das als flexibles Entlastungsmodell für Eltern gedachte Modell mit einem Minimum-

Limit zu begrenzen? Baur: «Es ist das Recht der Eltern, dass sie die Mindestanzahl von vier Modulen pro Woche viel finden. Aber sie sind ja nicht gezwungen, ihr Kind in die Tagesstrukturen zu schicken. Wer sein Kind lieber nur ein oder zwei Mal am Mittag fremd betreut haben will, kann auch das Angebot von externen privaten Mittagstischen in Anspruch nehmen. Dort gibt es keine Mindestbelegung und die Preise sind dieselben. Die Tagesstrukturen sind ein pädagogisches Angebot. Damit das funktionieren kann, braucht es eine gewisse Kontinuität. Wir sind kein Hütedienst.»

«Die Tagesstrukturen sind ein pädagogisches Angebot. Wir sind kein Hütedienst.»

Dieter Baur, Leiter der Volksschulen

Auch wenn Lipawsky Schmid das Minimallimit gern aufgehoben sähe, spricht sie von einer Luxussituation, da das Einkommen ihres Vollzeit am Tropeninstitut arbeitenden Mannes ihr erlaubt, nur Teilzeit zu arbeiten. Trotzdem wäre sie froh um unkomplizierte Entlastung an einem Nachmittag, seit nochmals ein Baby zur Familie gestossen ist.

Weniger Eifer, mehr Lockerheit

Die Tagesstruktur des Kantons Basel-Stadt ist ein Vorzeigemodell und dient als Vorbild für andere Kantone. Doch weiss jeder aus seiner eigenen Schulzeit, dass überambitionierte Streber an Beliebtheit einbüßen. Etwas weniger sozialpädagogischer Eifer mit Mindestteilnahmen zugunsten von lockeren Lösungen könnten das Angebot für die Minderheit der Wenignutzer attraktiver machen. Und davon gibt es doch einige, wie Lipawsky Schmid erklärt: «Eltern, die sich schon lange kennen, organisieren die Betreuung halt privat.» Für Familien wie sie, die aus Lausanne zugezogen sind, braucht es jedoch ein paar Jahre, um ein solches Netzwerk aufzubauen.

Anspruch auf einen Betreuungsplatz haben jedoch auch sie. Das garantiert seit 2006 die Verfassung des Kantons. Von Mindestteilnahmen steht dort aber nichts. tageswoche.ch/+ivu26 x

In Privatschulen gilt der Lehrplan 21 nicht. Die Folgen des Systemumbaus bekommen aber auch sie zu spüren.

«Auch bei uns gibts Reformen»

von Dominique Spirgi

In Basel wird das Schulsystem einmal mehr gehörig umgekrempelt. Privatschulen müssen sich aber nicht an die neuen Vorgaben halten. Laut dem neuen Basler Schulgesetz vom Oktober 2014 dürfen sie nun ganz offiziell anders sein als die Volksschulen.

In Basel ist der Anteil der Schülerinnen und Schüler, die an eine Privatschule gehen, heute schon vergleichsweise hoch. Die Privatschulen rechnen aber nicht damit, dass die umstrittenen Reformen zu einem weiteren Ansturm auf ihre Bildungsinstitutionen führen werden, sagt Daniel Hering, Pressesprecher der Rudolf Steiner Schule Basel und Geschäftsführer der IG Basler Privatschulen.

Herr Hering, Basel-Stadt hat im Rahmen von Harnos einmal mehr das Schulsystem umgestellt mit neu sechs

«Privatschulen sind sehr wandlungsfähig.» Daniel Hering glaubt, dass sich Institute wie die Steinerschulen gut auf die Neuerungen an den

Daniel Hering, 41, ist Vater von zwei Kindern und Geschäftsführer der IG Basler Privatschulen. Er leitet die Schulleiterkonferenz der Steiner Schulen Region Basel und ist Pressesprecher der Rudolf Steiner Schule Basel. An der Basler Steinerschule unterrichtete er neun Jahre lang Geschichte und Deutsch. Seit einem Jahr arbeitet er selbstständig im Bereich Public Affairs mit dem Spezialgebiet Bildungspolitik.



Jahren Primarschule und drei Jahren Sekundarschule mit drei Leistungszügen, gefolgt vom Gymnasium oder der Fachmaturitätsschule. Wie beurteilen Sie diesen Schritt als Fachmann, der die Veränderungen als Privatschulvertreter von einer Aussenposition betrachtet?

Aussenposition trifft es gut, denke ich. Harnos und die damit verbundene Schulreform betrifft die öffentlichen Schulen. Privatschulen können ihre Schulstufen und Leistungsniveaus nach wie vor frei einteilen. Auf der anderen Seite müssen sie aber darauf achten, dass ihre Schüler in die öffentliche Schule übertreten können – wenn die Privatschule endet oder das Kind vorzeitig austritt. Die Reform trifft die Privatschulen deshalb indirekt: Sie müssen sich auf die neuen Schulstufen einstellen, um den Anschluss zu gewährleisten.

Was bedeutet dies konkret für die Rudolf Steiner Schule?

Auf der Primarschulstufe haben wir deutlich mehr Übertritte von der Volksschule in die Rudolf Steiner Schule. Umgekehrt gibt es nur sehr vereinzelte Fälle. Übertritte in die Volksschule werden unkompliziert zwischen den Schulleitungen abgesprochen. Für Gymnasien und Fachmittelschulen gibt es spezifische Übertrittsvereinbarungen.

Wie beurteilen Sie die Reform des Volksschulsystems qualitativ? Harnos und Lehrplan 21 stossen in breiten Kreisen auf harsche Kritik.

Über den Lehrplan 21 wird schon genug gestritten, da halte ich mich gerne zurück. Für Privatschulen ist der Lehrplan 21 nicht verpflichtend. Sie können ihn übernehmen, eigenen Lehrplänen folgen oder andere übernehmen, wenn sie den Anschluss ihrer Schülerinnen und Schüler gewährleisten. Das ist eine sinnvolle Regelung.

In Basel-Stadt ist der Anteil der Schülerinnen und Schüler, die eine Privatschule besuchen, vergleichsweise hoch. Liegt das an den vielen Reformen?

Ich denke nicht. 2013 gingen 12,6 Prozent aller Schüler in Basel-Stadt in eine Privatschule, wenn Sie vom Kindergarten bis zur Mittelschule rechnen. Das ist im Vergleich mit anderen Kantonen eine hohe Zahl und zeigt, dass Privatschulen in Basel-Stadt sehr populär sind. Die Zahlen sind seit 2007 mehr oder weniger konstant geblieben. Interessant ist aber, dass der Anteil von Kindern aus der hiesigen Wohnbevölkerung nur 7,6 Prozent beträgt. Das zeigt, dass ein grosser Teil der Privatschüler aus anderen Kantonen kommt.

«Die Rudolf Steiner Schule Basel hat viel vorweggenommen, was sich in der Volksschule erst Jahrzehnte später etablierte.»

Aber wieso ist der Anteil der Privatschüler in Basel-Stadt so hoch?

Basel hat ein breites Privatschulangebot. Hier gibt es zum Beispiel die älteste und grösste Steinerschule der Schweiz – mit allein schon über 700 Schülern. Dann haben die internationalen Schulen grossen Zulauf, die Swiss International School oder die Academia International School zum Beispiel. Dazu trägt sicher die Pharmaindustrie bei.

Warum ist die Steinerschule hier so populär? Gibt es besonders viele Anthroposophen in Basel?

Nein, das nicht. Anthroposophische Elternhäuser machen weniger als drei Prozent aus. Die Rudolf Steiner Schule Basel hat aber eine lange Tradition: Sie besteht schon seit 1926 und war die erste Steinerschule in der Schweiz. Viele Familien halten der Schule die Treue – zum Teil bereits

in der dritten Generation. Dann gibt es Eltern, die generell eine Alternative zur Volksschule suchen. Dazu kommen Quereinsteiger: Schüler, die erst in die Volksschule gehen, dann aber merken, dass diese Schulform nicht für sie passt. In dem Fall bieten Privatschulen eine Alternative.

Rechnen Sie damit, dass der ungeliebte Lehrplan 21 zu einem Ansturm an Schulumsteigern führen wird?

Nein. Eltern, die eine schulische Alternative suchen, kommen heute schon. Da wird sich nicht viel ändern.

Kann sich eine Privatschule wie die Rudolf Steiner Schule in Zeiten wiederholter Schulreformen als Oase der Beständigkeit profilieren?

Privatschulen sind sehr wandlungsfähig. Ihre Stärke ist, besondere pädagogische Konzepte zu entwickeln und schnell umzusetzen. Privatschulen funktionieren unternehmerisch oder als gemeinnützige Vereine. In beiden Fällen sind sie aber autonom geführt. Im Vergleich zur Volksschule sind sie unabhängiger, zum Beispiel von einer übergeordneten Administration.

Wie beständig kann oder darf die Schule sein? Hält die Rudolf Steiner Schule Basel nicht stark an einem traditionellen Konzept fest?

1926, in der Pionierphase, war sie vor allem anders. Die Rudolf Steiner Schule Basel hat viel vorweggenommen, was sich in der Volksschule erst Jahrzehnte später etablierte. Es gab von Anfang an Koedukation. Mädchen und Jungen gingen in die gleiche Klasse, besuchten den gleichen Unterricht und hatten dieselbe Schulzeit. Und es gab schon 1926 zwei Fremdsprachen bereits ab der ersten Klasse. Eines gab es aber nicht: das Sitzenbleiben. Dann gibt es, wie Sie sagen, die Beständigkeit, das sind klassische Merkmale wie Epochenunterricht, die starke Stellung der Klassenlehrperson oder eine integrative anstelle einer selektiven Pädagogik. Das gibt es seit fast 90 Jahren.

Das sind aber alles traditionelle Merkmale, die Sie hier nennen.

Natürlich gibt es auch Reformen. In jüngerer Zeit zum Beispiel das bewegte Klassenzimmer: In den ersten zwei Jahren gibt es keine Tische und keine fixe Sitzordnungen, sondern Bänke, auf denen man schreiben, aber auch gehen oder den Raum verändern kann. So versucht die Schule, den Übergang vom Kindergarten zur Primarschule flüssig zu gestalten. Eine andere Reform wurde von der Volksschule beeinflusst: Seitdem Basel-Stadt die Integration eingeführt hat, wird auch an der Steinerschule in einer Klasse integrativ unterrichtet – nun schon im fünften Jahr.

Sie haben Punkte erwähnt, welche die Volksschule später auch eingeführt hat, man könnte auch Lernlandschaften und Kompetenzförderung nennen, die im Rahmen des Lehrplans 21 auf Kritik stossen. Hatte die Steinerschule da eine Vorreiterrolle?

Nein, das sehe ich nicht so. Es wäre mir neu, dass sich die Volksschule an Kompetenzen der Privatschulen orientieren.

Volksschulen einstellen können. FOTO: NILS FISCH



Nach dem neuen Basler Schulgesetz können Privatschulen jetzt offiziell anders sein als die Volksschule. Die Andersartigkeit und Besonderheit der Privatschulen wird sogar explizit begrüsst. Laut dem alten Schulgesetz von 1929 hätte die Steinerschule ihren Unterricht bislang gar nicht anbieten dürfen. Freuen Sie sich, dass Sie nun endlich legal agieren können und sich nicht länger durchmauseln müssen?

(Lacht) Dass es diese Differenz zwischen Gesetz und Schulalltag gab, war jedem bekannt. Privatschulen wurden ja immer schon beaufsichtigt. 1929 sagte man, eine Privatschule habe ähnlich einer Volksschule zu funktionieren. Deshalb sollte sie auch den Lehrplan des Kantons befolgen. Das war schon lange nicht mehr Praxis. Nicht an der Steinerschule und auch nicht an der Montessori Schule oder den Internationalen Schulen. Es dauerte einfach 84 Jahre, bis das schon Selbstverständliche auf Gesetzesebene angekommen ist. Man muss aber auch sehen: Privatschulen haben immer für den Anschluss ihrer Schüler gesorgt und deshalb jetzt auch die nationalen Bildungsstandards am Ende der Volksschule übernommen.

«Nicht alle Familien können sich einen Privatschulunterricht leisten. Deshalb sind Privatschulen aber noch nicht elitär.»

Die Basler Volksschule möchte die Durchlässigkeit zwischen Leistungsniveaus stärken und hat die Primarschulzeit von vier auf sechs Jahre verlängert. Findet eine Angleichung zwischen der Steiner- und der Volksschule statt?

Es gibt nach wie vor erhebliche Unterschiede, gerade bei der Selektion in Leistungsniveaus. Die Volksschule beginnt mit der Selektion Ende der Primarstufe. Steinerschulen beginnen damit erst in der Mittelschulstufe, und auch hier nur in einzelnen Fächern, die besonders matura-relevant sind. In einer Steinerschule können die Schüler zwölf Jahre zusammen in einer Klasse bleiben, jedenfalls im grössten Teil des Unterrichts. Weiter sind in der Steinerschule künstlerische und handwerkliche Fächer stärker gewichtet und den wissenschaftlichen Fächern gleichgestellt. Die Kinder und Jugendlichen sollen sich auch darin umfassend ausbilden können. Und nicht zuletzt ist die Schulorganisation zu erwähnen, welche die Eltern einbezieht – bis in den Vorstand.

Lassen Sie uns über das Thema Eurythmie sprechen: Die gibt es nur an Steinerschulen. Ist das noch zeitge-

mässig, wenn, wie Sie erwähnt haben, der Anteil von Anthroposophen so gering ist?

Eurythmie ist ein Bewegungsfach, das auf Kunst ausgerichtet ist, vor allem Musik und Literatur. Sie gehört zum Bewegungskonzept der Schule wie der Sport oder das bewegte Klassenzimmer.

Die Rudolf Steiner Schule legt viel Wert auf künstlerische und handwerklich Fächer. Macht es das in einer Zeit, in der das Leistungsprinzip und die Wirtschaftskompatibilität der Schule immer wichtiger werden, nicht schwierig, die Schülerinnen und Schüler auf das auf Effizienz getrimmte Leben vorzubereiten?

Das haben wir in einer Ehemaligenstudie aus dem Jahr 2007 untersucht. 99 Prozent der 622 Befragten haben eine Berufsausbildung erfolgreich abgeschlossen, eine Lehre oder ein Studium zum Beispiel. Das scheint mir ein guter Effizienzbeweis. Auch hinsichtlich Abschlüssen stehen die Steinerschulen gut da: 44,2 Prozent eines Jahrgangs machen die Matur. Das ist ein hoher Wert, angesichts der Tatsache, dass Selektion erst im Lauf der 10. Klasse anfängt.

In der Schweiz wird der Mangel an Fachkräften beim technischen und naturwissenschaftlichen Nachwuchs beklagt. Wie viele Steinerschüler werden Ingenieure oder Chemiker?

Die Ingenieure kann ich mit 6,3 Prozent beziffern. Für die Chemiker habe ich keine Zahlen. Geistes- und naturwissenschaftliche Berufe machen aber 6,1 Prozent aus. Fast die Hälfte, genauer gut 45 Prozent, ergreift Lehrberufe, Gesundheitsberufe, künstlerische oder soziale Berufe. Den Fachkräftemangel in technischen oder naturwissenschaftlichen Berufen beseitigt die Steinerschule damit nicht (lacht), die Bildung und das Soziale aber schon.

Privatschulen sind teuer. Sind sie somit letztlich Ausbildungsstätten für die Privilegierten?

Es kommt darauf an, was Sie mit teuer meinen. Die Mittel einer Privatschule sind in der Regel deutlich niedriger, verglichen mit einer öffentlichen Schule. Betriebswirtschaftlich gesehen sind sie also nicht teuer, sondern günstig. Wenn Sie die Elternbeiträge meinen, ist das natürlich anders. Die Privatschulen sind gezwungen, Schulgelder zu erheben, weil die Kantone sie nicht oder nur wenig unterstützen. Das hat natürlich zur Folge, dass sich nicht alle Familien einen Privatschulunterricht leisten können. Privatschulen sind aber deshalb noch nicht elitär. Die meisten Schüler der Steinerschule Basel stammen aus der Mittelschicht – aus Familien mit einem Jahresbruttoeinkommen zwischen 80 000 und 120 000 Franken. Kommt hinzu, dass die Schule auf ein solidarisches Finanzierungsmodell setzt und das Schulgeld einkommensabhängig erhebt. Damit können auch Kinder die Schule besuchen, wenn die Eltern nicht über das Einkommen der Mittelschicht verfügen.

tageswoche.ch/+q3pls

×



Milan Kadlcik ist der Herr im De-Wette-Schulhaus. Sein Ansporn für die Arbeit: Eine sichere und saubere Schule.

Sein Haus hat 112 Zimmer

von Felix Michel

Stolz präsentiert Milan Kadlcik die Dachterrasse des De-Wette-Schulhauses. Die Aussicht hier oben ist beeindruckend. Rechts ragt der Rocheturm in den Himmel, links liegt die Elisabethenkirche und geradeaus sieht man – fast klein – den blauen Messturm. «Hier haben nur Lehrer Zugang», sagt Kadlcik. Und natürlich er. Seit 2009 arbeitet der 48-Jährige als Hauswart im De-Wette-Schulhaus.

Kadlcik trägt kurze Hosen, ein rotes Polo-shirt und gut dämpfende Turnschuhe. In einer eleganten Ledertasche steckt sein Smartphone, befestigt am Gurt und stets griffbereit. Wie ein Cowboy seinen Colt hat er das Smartphone ständig bei sich.

Der Beweis, dass er das Schulhaus voll im Griff hat, ist aber der dicke Schlüssel-

Licht? Geht. Storen? Check. Milan Kadlcik macht das De-Wette-Schulhaus fit fürs neue Schuljahr.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER



bund. Der Mann kennt hier jeden Winkel in jedem der 112 Räume. In den Sommerferien ist hier alles ruhig, doch für den Abwart ist es trotzdem eine anstrengende Zeit. Er muss das Gebäude für das neue Schuljahr rüsten: Grundreinigung, Reparaturen und Schlüsselbestellungen für die neuen Lehrerinnen und Lehrer.

Im kommenden Schuljahr beginnt die Umstellung im De-Wette-Schulhaus: Aus der Weiterbildungsschule (WBS) wird in zwei Jahren eine Sekundarschule (Sek). Wegen der Umstrukturierung fangen im nächsten Schuljahr 25 neue Lehrer an. Die Veränderungen im Schulsystem spürt Kadlcik sofort: «Wenn die neuen Lehrer kommen und ich kann keine Schlüssel aushändigen, dann ist das peinlich», sagt er. Einen neuen Schlüssel machen zu lassen dauere bis zu zwei Monate. Planung ist Kadlciks Erfolgsrezept. «Wenn man plant, dann hat man auch keinen Stress», erklärt er.

Die Schulen bieten immer mehr. «Heute gibt es Tagesstrukturen, mit denen man sein Kind betreuen lassen kann.» Bald komme der zweite Schulpsychologe. Das sei ein grosses Bedürfnis. «Als ich in die Schule ging, gab es das noch nicht.» In Zukunft werden mehr Jugendliche das De-Wette-Schulhaus besuchen. Neu gibt es im Sek-Schulhaus drei Stufen und die Jugendlichen sind ein Jahr jünger bei Schuleintritt.

«Früher gab es Kernseife», sagt Kadlcik. Heute gibt es für jedes Material einen speziellen Reiniger und dazu auch noch ein spezielles Reinigungstuch.

Schon nächste Woche werden hier Jugendliche zwischen 13 und 16 Jahren durch die Gänge toben, die Kadlcik im Sommer gereinigt hat. «Ich sehe bei drei Stufen nur Vorteile», erklärt er. Zwei Jahre seien eine



sehr kurze Zeit. Bei drei Jahren lerne man die Schülerinnen und Schüler auch besser kennen. Die Beziehung zueinander vertiefe sich. «Der Schulabwart hat von allen Haustechnikern oder eben Facility Managern am meisten mit Menschen zu tun», sagt er. «Wenn man das nicht will, ist man hier am falschen Ort.»

Das Thema Sicherheit ist für Kadlcik zentral und beschert ihm viel Schreibtischarbeit. In seinem Haus mit den 112 Zimmern muss er periodisch die Notbeleuchtung kontrollieren. Anschliessend muss er die Kontrollen dokumentieren. Dadurch sitzt er immer häufiger am Computer, plant und organisiert. Nicht nur die Schule bietet immer mehr, auch für den Hauswart werden die Arbeiten immer komplexer. «Früher gab es Kernseife», sagt Kadlcik. Heute gibt es für jedes Material einen speziellen Reiniger und dazu auch noch ein spezielles Reinigungstuch.

Das Telefon klingelt, der Schreiner meldet sich wegen eines Auftrags. Ein kleiner Auftrag auf der langen Mängelliste, die

neben dem übergrossen Terminkalender in seinem Büro hängt. Viele Arbeiten kann Kadlcik aus zeitlichen Gründen nicht selbst erledigen. Er vergibt die Aufträge für Reinigung oder Handwerksarbeiten an externe Firmen. Früher hat der Hauswart noch alles selber gemacht.

Heute sieht er sich als Dienstleister. «Es ist ein Dreieck aus Hauswart, Schulleitung und Lehrern.» Dieses Dreieck müsse funktionieren. Denn er sei abhängig von der Schulleitung. Eltern, die ihr Kind allenfalls an die De-Wette-Schule schicken möchten, will er sagen können, dass es eine saubere, gute und sichere Schule ist: «Das ist mein Ansporn.»

Die Zeiten der Blaukittel sind vorbei

Es ist aber nicht nur die Funktion des Hauswarts, die Kadlcik für sich neu definiert. Auch die Wahrnehmung seiner Person hat sich verändert. «Die Zeiten des Blaukittels mit dem Stumpfen im Mund, der auf dem Pausenplatz rumschreit, sind vorbei», sagt er. Er sieht sich als lässigen Typ, den die Jugendlichen auch einmal an einem Hockeymatch oder einem FCB-Spiel antreffen. In seiner Freizeit boxt er. Musik darf nie fehlen. «Die Jugendlichen sehen dann, dass der Hauswart ein ganz normaler Typ ist», erklärt er.

Von der Dachterrasse geht es abwärts zu den Unterrichtsräumen. Kadlcik kramt seinen Schlüsselbund hervor und schliesst ein Zimmer auf. Im lichtdurchfluteten Raum sticht der dunkle Holzboden hervor. «So einen Boden würde ich sofort bei mir zu Hause verlegen», schwärmt Kadlcik. Das Mahagoniholz sei härter als Eiche. Das Haus habe eine tolle Bausubstanz, lobt er das hundertjährige Gebäude weiter. 99 Prozent der Schulabwarte empfinden eine gewisse Nähe zu ihrem Gebäude, sagt Milan Kadlcik. Da macht auch seine Haltung zum Schulhaus mit den 112 Zimmern keine Ausnahme: «Das ist schon meine Kiste.»

tageswoche.ch/+i6kq9

×





Sebastian Frehner (rechts) hat sich geschäftlich von Joel Thüring getrennt.

FOTO: ROLAND SCHMID, MONTAGE: NILS FISCH

SVP-Parteiaffäre

Die Basler SVP-Spitze demontiert sich nach der BaZ-Berichterstattung selbst. Und Sebastian Frehner bleibt im Sattel.

Eine Woche Selbstzerstörung

von Andreas Schwald

Der Schlaf kann Eduard Rutschmann wieder gnädig sein. Am Dienstagnachmittag beschloss die Basler SVP, keine ausserordentliche Versammlung im Fall Thüring/Frehner einzuberufen und auch keine Vertrauensabstimmung für Frehner einzuleiten.

Dabei sinnierte Rutschmann, Vizepräsident und seit 14 Jahren erklärter Herzensdiener der Partei, am Dienstagmorgen in der «Basler Zeitung» noch, ob die Partei ihren Präsidenten einer Vertrauensabstimmung aussetzen soll. Er mache sich dermassen Sorgen über den Zustand seiner Partei, sagte Rutschmann, dass er kaum mehr schlafen

könne. Was den verdienten SVP-Mann aus Riehen nächstens grübeln und sich im Bett wälzen liess, war die Tatsache, dass eine Reihe von in der «Basler Zeitung» publizierten Vorwürfen der Parteileitung den Boden komplett unter den Füssen weggezogen hatte.

SVP-Grossrat Joel Thüring soll seine Militärsatzabgabe über Monate nicht bezahlt haben. Es handle sich dabei laut «Basler Zeitung» um einen Betrag von 2400 Franken, auf den ihn der Staat betreibe; es drohe sogar eine Pfändung wegen des Betrags.

Schlag mit der Betreibungskeule

SVP-Parteipräsident und Nationalrat Sebastian Frehner soll während des Ständeratswahlkampfes vor vier Jahren Adressdaten aus der Kartei des verstorbenen Grossrats Karl Schweizer für die eigene Spendensammlung missbraucht haben. 11 000 Franken sollen dabei mutmasslich zusammengekommen sein. Dabei steht Aussage gegen Aussage: Frehner sagt wiederholt, es handle sich nicht um einen Missbrauch. Die Witwe von Karl Schweizer wiederum sagt, die publizierte Geschichte stimme eins zu eins.

Beide SVP-Geschichten wurden vergangene Woche publiziert; seither hält sich die Basler SVP ununterbrochen in

den Schlagzeilen. Vordergründig nicht einmal wegen der Vorwürfe selbst. Die sind im Einzelfall von nicht besonderer Tragweite.

Frehner ist bis dato aus der Spenden-geschichte kein strafrechtlicher Strick zu drehen. Und Thürings Nachlässigkeit sagt wohl etwas über seine private Zahlungsmoral aus, unterstellt aber mittels der medialen Betreibungskeule eine Parabel über menschliche Integrität und Tragbarkeit.

Wie ein Unfall vor laufender Kamera

Es sind also vor allem moralische Vorwürfe, die auf die Basler SVP einprasseln. Und damit Vorwürfe, die eine Parteileitung im Normalfall unter Tagesgeschäft abbuchten kann.

Aber die Spitze der Basler SVP demonstrierte sich gleich selbst. Angefangen beim Versand einer Medienmitteilung, in der die Parteileitung die BaZ-Berichterstattung als Kampagne verurteilt, während gleichzeitig Sebastian Frehner in einer separaten Mitteilung die geschäftliche Trennung von Joël Thüring bekannt gibt.

Ungeschickter lassen sich Brustton der Empörung und kleinlautes Nachgeben nicht kombinieren. Es ist, wie einem Unfall vor laufender Kamera zuzuschauen. Man will es gar nicht sehen. Aber man kann einfach nicht anders.

Der unbekannte Maulwurf also, den Frehner wahlweise als «Gauner» (gegenüber Telebasel) oder «miesen Fink» (gegenüber dem Regionaljournal) bezeichnet, kann sich freuen. Sofern er das unbestrittene Führungsduo demontieren wollte, kann er zumindest einen Teil-erfolg verbuchen.

Jetzt herrscht wieder Ruhe

Denn Thüring trägt nicht nur den Reputationsschaden davon, sondern auch den geschäftlichen Schaden. Schliesslich hat sich Frehner, der nicht nur Politiker ist, sondern unter anderem auch im Bankrat der Basler Kantonalbank sitzt, auf geschäftlichen Druck hin öffentlichkeitswirksam von ihm getrennt.

Thüring bleibt Geschäftsführer der bald ehemals gemeinsamen Beratungsfirma «aspero», ist aber durch die öffentliche Trennung von Frehner gebrandmarkt als einer, der seine Finanzen nicht im Griff hat. Zudem wird Thüring voraussichtlich mit dem Abgang von Frehner mehrere einträgliche Firmenmandate verlieren.

Frehner hingegen, obwohl in der Defensive, wird nicht mehr mit der Vertrauensfrage konfrontiert. Gegenüber dem Regionaljournal meinte er noch, dass er vielleicht doch etwas viele Mandate innehat. Jetzt herrscht wieder Ruhe im Stall.

Und während sich die politischen Aussichten des Bauernopfers Joël Thüring auf ein Grossratspräsidium trüben, dürfte Frehner auch weiterhin im Sattel sitzen. Mit der Hoffnung auf die Unterstützung derer, für die er seinen Kompagnon hat fallen lassen.

tageswoche.ch/+3995x

Datenschutz

Nach Sibel Arslan gerät mit Joël Thüring erneut ein Politiker wegen Betreibungen in Bedrängnis.

Über 900 Kantonsangestellte haben Zugriff auf sensible Daten

von Renato Beck

Die Ermittler der Basler Staatsanwaltschaft waren zuversichtlich, als sie die Räume der Zentralen Informatikdienststelle (ZID) der Basler Verwaltung betraten. Sie verlangten die Herausgabe sämtlicher Zugriffsdaten auf das Dossier der BastA!-Grossrätin Sibel Arslan, um so zu eruieren, wie deren Betreibungsregistrauszug den Weg zur «bz basel» gefunden hat.

Im Frühjahr 2013 hatte das Blatt über offene Schulden Arslans in der Höhe von 10 000 Franken berichtet. Das war einen Tag vor der Basler Bürgerratswahl, für die Arslan kandidierte. Die gezielte Diskreditierung der Linkspolitikerin verfehlte ihre Wirkung nicht: Arslan schaffte die Wahl nicht.

Als Mittelsmann hat nach Recherchen der TagesWoche ein ehemaliger Bürgerrat fungiert. Der Angeschuldigte bestreitet auf Anfrage jede Verwicklung in den Fall. Er betont aber, dass es Arslan gewesen sei, die sich Verfehlungen geleistet habe, nicht der Überbringer der Nachricht.

Eine Verletzung des Amtsgeheimnisses wird mit bis zu drei Jahren Gefängnis geahndet.

Würde der Mann seine Rolle im Komplott eingestehen, müsste er mit einem Strafverfahren rechnen. Eine Verletzung des Amtsgeheimnisses kann mit bis zu drei Jahren Freiheitsentzug geahndet werden.

Dasselbe gilt im zweiten Fall Arslan. Die «Basler Zeitung» publizierte letzten Herbst Betreibungsunterlagen der Grossrätin. Arslan sollte damals die Stelle als Leiterin des Straf- und Massnahmenvollzugs im Kanton Baselland antreten. Nach der Berichterstattung verlor sie die Stelle. Letzte Woche nun veröffentlichte dieselbe Zeitung Informationen aus dem Betreibungsregister des SVP-Grossrats Joël Thüring

Verloren in den Datenbergen

Immer wieder gelangen sensible Informationen über die Finanzlage von Politikern in die Medien. Wie schwierig es ist, die Urheber der Indiskretionen zu belangen, zeigt die Untersuchung der Staatsanwalt-

schaft im Fall Arslan. Die Ermittler verloren sich in den Datenbergen der ZID. Sie konnten den Kreis der Verdächtigen nicht auf eine praktikable Grösse reduzieren. Bei der Durchsicht der Zugriffe stellte man fest, dass Dutzende Beamte das Betreibungsregister von Sibel Arslan eingesehen hatten.

Gemäss Recherchen der TagesWoche haben über 900 Angestellte der kantonalen Verwaltung freien Zugriff auf Betreibungsunterlagen sämtlicher Bürger. Damit sind die Daten quasi-öffentlich. Wer Daten liest, kopiert und abzügelt, lässt sich bei dieser Anzahl nur mit viel Glück nachvollziehen. «Die Ermittlung der Täterschaft bei Amtsgeheimnisverletzungen gestaltet sich praxisgemäss sehr schwierig», räumt Peter Gill, Sprecher der Staatsanwaltschaft, ein.

Staatsanwaltschaft bleibt untätig

Gerhard Kuhn, Leiter des Betreibungs- und Konkursamts, bestätigt diese Zahl. Sein Amt speist die Betreibungen in den Datenmarkt der ZID ein, einen gewaltigen Pool an persönlichen Informationen, auf den die Staatsangestellten je nach Berechtigung zugreifen können.

«Es ist viel effizienter, jenen freien Zugang zu gewähren, die regelmässig Betreibungsinformationen abrufen müssen, als wenn diese jeweils ein Gesuch stellen müssen», begründet Kuhn den breiten Zugang zu den sensiblen persönlichen Daten.

Ob die Kontrollinstrumente genügen, ist zweifelhaft: Während der Datenmarkt der ZID zumindest Leseaufrufe dokumentiert, registriert die Software des Betreibungsamts nach Informationen der TagesWoche nur Veränderungen an Datensätzen. Wer Daten weiterverbreiten will, kann das ungestört tun. Kuhn will sich dazu nicht äussern. Er lässt aber durchblicken, dass eine Kontrolle kaum möglich ist, da die Informationen grösstenteils auch auf Papier vorhanden sind und sich intern – ohne Spuren zu erzeugen – beschaffen lassen.

Immerhin im ersten Fall Arslan 2013 steht keiner seiner Mitarbeiter in dringendem Verdacht, das Amtsgeheimnis verletzt zu haben: Der von der «bz basel» veröffentlichte Auszug stammte aus dem Datenmarkt. Im Fall Thüring wird die Staatsanwaltschaft vorerst nicht tätig, «da keine amtlichen Dokumente abgedruckt worden sind» und keine Anzeige vorliege.

tageswoche.ch/+85yqx

Der kamerunische Historiker Adama Ousmanou forscht in Basel zu Macht, Religion und Ethnizität im Tschadbecken. Er kennt den Terror Boko Harams aus eigener Erfahrung.

Kosmopolit zwischen Maroua und Basel

von Samuel Schläfli

Das Thermometer zeigt an diesem Freitagnachmittag erstmals 37° C. Passend zum Besuch am Zentrum für Afrikastudien Basel (ZASB), wo im Dachstock in Wandregalen mehrere Dutzend Zeitschriftenhalter stehen, beschriftet mit Namen wie «Sahara», «Zimbabwe», «Zaire», «Uganda» und «Cap Verde». Es sind Notizen von Feldstudien, «eine wissenschaftliche Goldmine», wie Adama Ousmanou später in einem klaren, gemächlichen Französisch mit leichtem Singsang sagen wird. Hier oben im Dachstock hat er sich gemeinsam mit zwei Doktoranden sein Büro eingerichtet. Die Fenster sind weit geöffnet. Auf seinem Schreibtisch liegt ein Laptop, daneben ein Plan mit den exakten Gebetszeiten eines guten Muslims.

Ousmanou kam im September 2014 im Rahmen eines Stipendiums als Postdoc für ein Jahr nach Basel. Als Gastwissenschaftler am ZASB beschäftigt er sich aktuell mit Beispielen für die friedliche Koexistenz von unterschiedlichen religiösen und ethnischen Gruppen in Nordkamerun und Nordnigeria. Hier in Basel findet er mehr Zeit zum Forschen als gewöhnlich an seiner Heimuniversität in Maroua im Norden Kameruns. Dort kennt ihn praktisch die gesamte Stadt. Die Menschen sind neugierig, und eine Begegnung mit dem «Prof» mündet meist in einen längeren Schwatz – ganz egal, welchen Plänen die sich Begegnenden gerade nachgehen.

Moped-Verbot nach 18 Uhr

Die Université de Maroua ist noch jung. Sie wurde 2008 gegründet, nach französischem Vorbild, dem Land, unter dessen Kolonialherrschaft der grösste Teil Kameruns bis 1960 stand. Maroua liegt in derjenigen «région de l'Extrême-Nord», die seit Anfang Jahr ebenfalls von der hauptsächlich in Nigeria operierenden islamistischen Terrormiliz Boko Haram heimgesucht wird. Seither herrscht Ausnahmezustand,

wie Ousmanou berichtet: Die Region ist mit Militärcheckpoints übersät, an der Grenze wurden Schulen geschlossen. In der Stadt gilt von 18 Uhr bis Sonnenaufgang ein Moped-Verbot, aus Angst vor Selbstmord-Attentaten. Mütter müssen zu Hause gebären, weil Transportmöglichkeiten für den Weg ins Spital fehlen. Und die Lebensmittelpreise steigen wegen der geschlossenen Grenze zu Nigeria weiter an.

«Der islamistische Terror in Afghanistan und Irak war einmal weit weg. Doch heute steht er vor unserer Haustür.»

Maroua ist zu einem weiteren Satelliten eines vielschichtigen Konflikts geworden, der durch Spannungen zwischen verschiedenen Ethnien, politische Machtkämpfe, religiös begründete Ideologien sowie viel Waffen und Armut angefeuert wird. Ousmanou erzählt von einem Jugendfreund, der von Maroua an die Grenze zum Tschad fuhr, um dort seine erste Stelle als Lehrer am Lycée anzutreten. Auf dem Weg dahin geriet er in einen Hinterhalt Boko Harams. Wenig später wurde er enthauptet aufgefunden. «Der islamistische Terror in Afghanistan und Irak war einmal weit weg. Doch heute steht er vor unserer Haustür», klagt Ousmanou. Erst am Vortag unseres Gesprächs hatte Boko Haram in Nigeria Moscheen und Häuser überfallen und 97 Menschen getötet. Muslime sind mittlerweile genauso Opfer des «islamistischen» Terrors wie Christen.

Dem Terror Boko Harams und den Spannungen im Tschadbecken gilt auch Ousmanous Forschungsinteresse. Seine Doktorarbeit war eine komparative Studie zur Rolle von Islam, Ethnizität und Macht in Kamerun, Tschad und Nigeria. Vier Jahre

lang hat er sich intensiv mit den Konflikten im westafrikanischen Dreiländereck beschäftigt. Während mehrerer Aufenthalte in den drei Ländern sprach er mit Meinungsführern und Entscheidungsträgern; interviewte Ex-Minister, Regierungsvertreter, christliche, muslimische und traditionelle Religionsführer, Genossenschaftler und Vertreter der Zivilgesellschaft.

Seither tritt Ousmanou auch in den Medien als Experte für Konflikte im Tschadbecken auf. Er gibt Interviews und bringt etwas Licht ins Schattenreich Boko Harams. Im April wurde er von «Arte» ins Studio geladen, um die Wahlergebnisse in Nigeria zu kommentieren. Und bald soll seine Doktorarbeit, angeregt durch das ZASB, als Buch erscheinen.

Als Kind wollte Ousmanou eigentlich Botschafter werden. Er wollte reisen, Länder entdecken, faszinierende Menschen kennenlernen. Deshalb entschied er sich für ein Geschichtsstudium, das zur Bewerbung am «Institut des relations internationales du Cameroun» (Iric) ermächtigt. Doch es kam anders: Während des Masterstudiums packte ihn der Wissensdurst; Ousmanou wollte weiter lernen, tiefer forschen, die Konflikte in seiner Heimat besser verstehen. Sein Doktorat absolvierte er nicht an der Heimuniversität, sondern in Nagoya, Japan, wo es ein Institut für Methoden in komparativen sozialwissenschaftlichen Studien gibt. Das entsprach seinem Forschungsvorhaben. Um Wissen zu finden, müsse man, wenn nötig, bis nach China fahren, zitiert Ousmanou den Propheten Mohammed (zu dessen Lebzeiten China eine kulturelle Hochblüte erlebte).

Sechs Jahre lebte er in Japan; heute spricht er mühelos Japanisch. «Ich habe dort mehr Gemeinsamkeiten mit meiner Heimat gefunden als hier in der Schweiz», erzählt er. «Nicht nur in der Vorliebe für Gemeinschaft gegenüber Individualität, sondern auch in der Achtung der Älteren, die bei uns in Kamerun genauso in unter-

schiedlichen Höflichkeitsformen zum Ausdruck kommt wie in Japan.» In Nagoya lernte er auch Wissenschaftler aus Zürich und Genf kennen, die ihm vom Zentrum für Afrikastudien in Basel erzählten.

«Comme un grand carrefour», wie eine grosse Kreuzung, beschreibt er das ZASB heute. Es verschafft ihm Anschluss an eine internationale Forschungsgemeinde, die ihm an seiner Heimuniversität oft verwehrt bleibt. Ousmanou präsentiert seine Arbeiten auf Konferenzen in ganz Europa und baut sein akademisches Netzwerk weiter aus. Zugleich hat er durch das interuniversitäre Bibliotheksnetzwerk Zugang zu einer Fülle von Literatur, die ihm zu Hause nicht offen steht; vor allem aus dem angelsächsischen Raum. Deshalb füllt er derzeit seinen Laptop mit PDFs von gescannten Büchern und Artikeln aus akademischen Magazinen. Nicht nur für sich und seine Forschung, sondern vor allem auch für seine Studenten in Maroua.

Vom Austausch profitieren aber nicht nur er und seine Heimuniversität, sondern genauso seine Basler Arbeitskollegen und -kolleginnen, ist Ousmanou überzeugt. «Heute wagt sich keine Universität mehr, Forscher in den Norden Nigerias zu schicken, in ein Kriegsgebiet. Ich habe dort gearbeitet, habe Felderfahrung und verlässliche, zitierbare Quellen – all das mache ich meinen Kollegen und Kolleginnen hier zugänglich.»

In Basel hat sich Ousmanou mittlerweile bestens eingelebt. Die Stadt sei «conviviale et pratique», sagt er. Der öffentliche Verkehr,

die Kleinräumigkeit mit vielen Geschäften in Gehdistanz, die Nähe zur Natur, die reibungslose Administration, das egalitäre Rechtssystem – das gefällt ihm. Manchmal trifft man ihn samstags auf dem Flohmarkt auf dem Petersplatz. Dort hat ihm kürzlich ein Verkäufer einen tarngrünen Armeegürtel geschenkt, mit eingraviertem Schweizerkreuz auf der Schnalle. Ousmanou trägt ihn oft. Sein Lieblingsort sei jedoch nicht der Petersplatz, sondern «le long du Rhin», das Rheinufer. «Der kosmopolitische Charakter dort ist einzigartig», erzählt er.

Ousmanous Lieblingsort ist das Rheinufer, wo er sich auch mal spontan in eine Diskussion einklinkt.

Regelmässig setze er sich ans Bord und lausche den Gesprächen, die um ihn geführt werden – in Deutsch, Englisch, Arabisch, Französisch und Japanisch. Basel sei eine Stadt mit starkem Willen zur Pluralität, eine Stadt der vielen Identitäten, ist er überzeugt. Das zeige sich schon alleine an der Sprachenvielfalt. Manchmal klinkt er sich am Rheinufer spontan in eine Diskussion ein. Auch das macht für ihn den Zauber dieses Ortes aus, «die Möglichkeit informeller Begegnungen». Das sei rar in der Schweiz: «Der Grad an Planung und Beschäftigung der Menschen hier lässt dafür kaum Zeit.» Er sei stets darauf bedacht, dass er nicht

unwillentlich die Pläne seiner Mitmenschen durchkreuze. Ousmanou formuliert das nicht als Klage, vielmehr als interessante Beobachtung des hiesigen Alltags, der geprägt ist von Individualität und Anonymität.

Zurück in den Ausnahmezustand

In wenigen Wochen läuft das Stipendium aus, dann kehrt der 37-jährige Forscher nach Maroua zurück. Hat er Angst vor der Rückkehr in seine Heimat? Das Gefühl von Sorglosigkeit und Sicherheit existiere nicht mehr, sagt er traurig – unabhängig davon, dass Maroua bislang von Anschlägen verschont geblieben sei. Die Zusammenarbeit zwischen Nigeria, Kamerun und Tschad gegen die grenzüberschreitend operierende Terrormiliz sei nach wie vor komplett ungenügend. Auch die anfängliche Aufbruchstimmung nach den erfolgreichen Wahlen in Nigeria im April, welchen ein heftiger militärischer Vorstoss gegen Boko Haram vorausgegangen war, sei wieder verflogen. «Täglich sterben Unschuldige ohne Grund – weshalb?» Ousmanou spricht nun nicht mehr als Historiker, sondern wieder als Betroffener.

Es ist kurz vor 18 Uhr, das dritte Gebet des Tages steht an. Ousmanou bringt den Besucher zur Tür, schwingt sich mit seinen schwarzen Sandalen aufs Fahrrad und braust Richtung Moschee am Schafsgässlein davon. Die Luft ist noch immer schwül und heiss; das Hemd klebt am Rücken. Für einen Moment fühlt sich Basel an wie Marrakesch. Nur dass nirgends ein Muezzin zum Gebet ruft.
tageswoche.ch/+xoz5r ×

In Basel findet Adama Ousmanou Anschluss an eine internationale Forschungsgemeinde.

FOTO: CHRISTIAN FLIERL



Umweltpädagogin Barbara Schumacher weiss, wieso wir Sachen achtlos wegwerfen, und gibt Tipps zur Müllvermeidung.

«Müll ist etwas Intimes»

Der Kampf gegen Müll ist nicht hoffnungslos: Barbara Schumacher. FOTO: DANIELA GSCHWENG



von Daniela Gschweng

Hausmüll, Biomüll, Foodwaste, Littering – für Abfall gibt es viele Bezeichnungen. Einige davon tragen das Problem schon im Namen: Wir werfen zu viel weg und die Kosten für die Abfallentsorgung werden immer höher. Städte und Gemeinden unternehmen deshalb vermehrt Anstrengungen, die Bevölkerung über Abfall aufzuklären.

Für den Müll, den wir verursachen, ist dadurch in den letzten Jahren ein Bewusstsein entstanden. Einen Beitrag dazu leisten Umwelt- und Abfallpädagogen, die Kurse und Weiterbildungen veranstalten, um die Bevölkerung zu sensibilisieren. Barbara Schumacher ist eine davon.

Frau Schumacher, was macht eine Umweltpädagogin?

Ich leite verschiedene Kurse, in denen ich Kinder und Erwachsene zu den Themen Umwelt, Abfall und Nachhaltigkeit schule. Einige Tage in der Woche arbeite ich in Basel-Stadt im Programm «Abfallpädagogik» des Amts für Umwelt und Abfall mit. Dort beteilige ich mich neben den Kursen auch an der Öffentlichkeitsarbeit und nehme als Freelancer an Projekten zum Thema Abfall teil. Ansonsten bin ich für die umliegenden Gemeinden tätig. Dort bin ich auch beratend tätig, wenn es um Abfall oder Littering geht. Oder ich helfe bei der Planung von Umweltprojekten wie dem Umweltpfad Therwil. Meistens arbeite ich mit Jugendlichen oder Kindern, denen ich zum Beispiel das Kompostieren beibringe.

Hätten es Erwachsene nicht viel eher nötig? Gerade in Basel gibt es ein grosses Littering-Problem, das eher auf Erwachsene zurückzuführen ist.

Littering gab es schon immer. Denken Sie daran, wie der Birsig im 19. Jahrhundert ausgesehen hat. Und wie lange es gedauert hat, bis die Leute eingesehen haben, dass achtloses Wegwerfen von Abfällen Cholera verursacht. Ganz wegbekommen werden wir es wohl nie, aber sensibilisierte Menschen littern weniger und Kinder sind für das Thema Abfall empfänglicher. Erwachsene empfinden die Thematisierung oft als Einmischung oder als Bevormundung.

Leuten vorzuschreiben, was sie wo wegwerfen sollen und wie, ist ja auch ziemlich bevormundend.

Um Vorschriften geht es nicht. Vorschriften bringen gar nichts. Ich versuche, Verständnis zu fördern. Man muss die Hintergründe kennen. Wie Dinge hergestellt werden zum Beispiel, was die Herstellung an Energie verbraucht und was es für die Umwelt oder die Menschen, die die Dinge herstellen, bedeutet. Hätten Sie gewusst, dass viele Bücher aus Papier sind, das zu 20 Prozent Tropenholz enthält? Die meisten Menschen sind eher wenig interessiert an den Hintergründen der Produkte, die sie verbrauchen.

Verständnis fördern klingt gut, für Kinder ist das aber doch viel zu komplex, nicht?

Verständnis fängt bei einfachen Themen an. Kindergartenkindern bringe ich zum Beispiel das Kompostieren bei. Dabei erkläre ich dann, wie Verrottung funktioniert, was von einem Stoff noch übrig bleibt und welche Tiere im Kompost leben. Mit den Älteren gehe ich auf den Werkhof, in den Wald oder zur Biomassenvergärung nach Pratteln. Ich erkläre den Entsorgungsprozess in der Kehrlichtverbrennungs-Anlage und was dabei übrig bleibt. Die Kinder lernen dabei, dass Abfall nicht weg ist, wenn man ihn weggeworfen hat. Er taucht verdichtet als giftige Schlacke oder als Feinstaub wieder auf.

Bringen diese Ausflüge denn etwas?

Auf jeden Fall. Ich arbeite seit elf Jahren in diesem Bereich. Inzwischen habe ich die zweite Generation von Schülern im Unterricht. Auf dem Schulhof oder auch in einigen Gemeinden sieht man die Resultate. Da gibt es inzwischen viel weniger Littering.

Haben Sie ein paar Tipps, wie man selbst darauf achten kann, weniger Abfall zu produzieren?

Natürlich! Das fängt damit an, beim Einkaufen darauf zu achten, was man kauft. Bei Aktionen sollte man aufpassen, da kauft man schnell zu viel. Wer immer Grosspackungen kauft, wirft mehr weg. Nicht nur die Verpackung, sondern auch den Inhalt. Convenience Food ist eine Kostenfalle. Wenn man sich genau anschaut, was in den ansprechenden Verpackungen alles drin ist, und es mit dem vergleicht, was man hätte, wenn man etwas Vergleichbares selbst macht, schneidet ein Fertiggericht fast immer schlechter ab.

Und was bringt einem das ausser einem guten Gewissen?

Es bringt eine Menge. Abfallvermeiden hat immer mit Geldsparen zu tun. Gerade Grosspackungen und Aktionsangebote sind am Ende oft gar nicht günstiger. Und auch die Entsorgung kostet Geld. Wer viel wegwirft, zahlt drauf – entweder direkt über die Abfallsack-Gebühren oder indirekt durch Steuern. Müll reduzieren ist unter dem Strich auch gesünder, wenn man zum Beispiel auf Fertigprodukte verzichtet. Derzeit sind zum Beispiel hohe Zuckeranteile in der Diskussion. Wer würde schon mehrere Handvoll Zucker in ein Getränk geben, wenn er es selbst herstellt?

Beim Essen für die Kinder sind Eltern bestimmt heikel. Beim Müll trifft das sicher weniger zu.

Von wegen! Gerade was ihre Abfälle betrifft, sind Menschen sehr empfindlich und das aus gutem Grund. Müll ist etwas Intimes. Der Abfall eines Menschen legt seine ganze Lebens- und Verhaltenssituation dar. Ich kenne keinen Lebensbereich, in dem das sonst so offen zutage treten würde; so viel über einen Menschen erfahre ich nicht einmal beim Besuch einer Privatwohnung. Der Abfall legt alles offen.

Das heisst, es ist schwierig, mit Leuten über ihren Müll zu sprechen?

Es gibt da einen anderen Kurs: «Abfallvermeidung im Schulalltag». Da sollen die Kinder den Abfall der letzten Tage von zu

Hause mitbringen. Oft klappt das aber nicht, weil es für die Eltern schon peinlich werden kann, was man da konsumiert und wie viel davon. Kinder sind da völlig offen und hemmungslos, die vergleichen direkt untereinander, wer jetzt den grösseren Abfallberg hat und was drin ist. Viele Eltern wollen das nicht.

Abfall ist etwas Unansehnliches, eventuell Übelriechendes und man will ihn loswerden, sonst würde man ihn ja nicht wegwerfen. Warum betrachtet man dies als so private Angelegenheit?

Gerade deshalb, weil man sich ja selbst schon von diesen Sachen getrennt hat, findet man es nicht angenehm, wenn jemand anderes darin rumwühlt und diesen Abfall beurteilt.

«Littering ist verboten und somit eine einfache Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten. Etwas auf den Boden zu werfen, ist so etwas wie eine kleine Mutprobe.»

Eine Kollegin von der TagesWoche war vor einiger Zeit mit der Basler Stadtreinigung unterwegs. Gerade am Rheinbord gibt es im Sommer viel zu tun, da lassen die Leute ihren Abfall einfach liegen. Wie passt das zusammen?

Littering ist verboten und somit eine einfache Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten. Etwas auf den Boden zu werfen,

ist so etwas wie eine kleine Provokation, eine kleine Mutprobe. Man fühlt sich als Held: «Ich lehne mich mit dieser einfachen Aktion gegen die Gesellschaft auf.» Dazu kommt der Gruppendruck. Dadurch fangen auch Leute an zu littern, die sonst nie etwas auf den Boden werfen, weil sie nicht als Spiesser dastehen wollen. Und der Konformitätsdruck setzt sich in Menschenmengen natürlich fort. Wo schon etwas auf dem Boden liegt, wird mehr dazugeworfen. Wenn eine Grenze überschritten ist, wird das schnell hemmungslos.

Klingt ziemlich aussichtslos, etwas dagegen zu tun.

Ganz wegstreichen wird man es nie, aber hoffnungslos ist es nicht. Ein positives Beispiel kenne ich aus Oberwil. Seit fünf Jahren unterrichte ich dort die Abschlussklassen. Deren Abschlussfeste endeten früher oft mit einer Müllhalde auf dem Platz und Vandalismus in der Gemeinde. Inzwischen gehen wir jedes Jahr für einen dreistündigen Workshop auf den Werkhof. Damit bekommen die Menschen, die den Abfall in der Gemeinde wegräumen für die Jugendlichen ein Gesicht. Sie bemerken, dass die Mitarbeiter nicht «froh sind, dass sie Abfall wegräumen dürfen», sondern im Gegenteil noch sehr viel andere Arbeiten zu erledigen haben. In den letzten beiden Jahren füllte der Abfall nach dem Abschlussfest noch einen 35-Liter-Sack – bei einem Anlass mit 150 Jugendlichen.

Würde das in einem urbanen Umfeld genauso gut funktionieren?

Leider nicht in diesem Umfang, da nutzen zu viele Menschen den öffentlichen Raum. Um auf etwas acht zu geben, muss man sich damit identifizieren können. Wo man sich «daheim» fühlt, wirft man weniger leicht etwas auf den Boden.

tageswoche.ch/+qbf8b

x

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero
Rheingasse 13

Schmaler Wurf

Rheingasse 10

SantaPasta

Rheingasse 47

SantaPasta

St. Johannis-Vorstadt 13

Mercedes Caffè

Schneidergasse 28

Jonny Parker

St. Johannis-Park 1

Café Frühling

Klybeckstrasse 69

Valentino's Place

Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre

Klybeckstrasse 1b

KaBar

Kasernenareal

Volkshaus

Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne

Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger

Unterer Rheinweg

Flora Buvette

Unterer Rheinweg

Okay Art Café

Schützenmattstrasse 11

Hallo

Centralbahnstrasse 14

Haltestelle

Gempenstrasse 5

5 Signori

Güterstrasse 183

Werk8

Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte

Gerbergasse 30

kult.kino atelier

Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen

Elisabethenstrasse 14

Café Bar Rosenkranz

St. Johannis-Ring 102

Theater-Restaurant

Elisabethenstrasse 16

tibits

Stänzlergasse 4

Campari Bar

Steinenberg 7

Ca'puccino

Falknerstrasse 24

Café del mundo

Güterstrasse 158

Café St. Johann

Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel

Güterstrasse 211

Da Graziella AG

Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar

Leonhardsgraben 2

Confiserie Beschle

Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli Gmbh

Güterstrasse 138

Nooch

St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot

Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini

Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center

Gewerbstrasse 30, Allschwil

Jêlé Café

Mühlhauserstrasse 129

Bio Bistro Bacio

St. Johannis-Vorstadt 70

Da Francesca

Mörsbergerstrasse 2

Pan e più

Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG

Barfüsserplatz 6

LaDiva

Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle

St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum

St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum

St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten

Museum Basel

Steinenvorstadt 1

Bar Caffetteria Amici

miei Azzarito & Co.

Allschwilerstrasse 99

Basel Backpack

Dornacherstrasse 192

Restaurant Tapadera

Innere Margarethenstrasse 28

Gesundheitswesen

Ambulant in Basel

von Dominique Spirgi

Seit 2007 existiert zwischen den beiden Basel und dem Landkreis Lörrach das Pilotprojekt «grenzüberschreitende Zusammenarbeit Deutschland-Schweiz im Gesundheitswesen». Das Projekt ermöglicht Patientinnen und Patienten aus beiden Ländern, sich zulasten der obligatorischen Krankenversicherung in einer Klinik im Nachbarstaat behandeln zu lassen.

Wie aus einem aktuellen Monitoringbericht des Basler Gesundheitsdepartements hervorgeht, nutzen Patienten aus den beiden Ländern die grenzüberschreitende Freizügigkeit höchst unterschiedlich. Dies sowohl zahlenmässig als auch, was die Art der Behandlungen betrifft.

Im Stichjahr 2013 meldeten die Lörracher Spitäler 765 Behandlungen von Patienten aus der Schweiz, während die Basler Spitäler Daten zu 8721 Behandlungen von Patienten aus dem Landkreis Lörrach lieferten.

Patienten aus den beiden Basel nutzen fast ausschliesslich (97,6 Prozent) Rehabilitationsangebote mit einer durchschnittlichen Aufenthaltsdauer von 17,4 Tagen, während sich drei Viertel der deutschen Patienten in Basel ambulant behandeln liessen.

Grundsätzlich wären 90 Prozent der Versicherten aus Basel-Stadt und 85 Prozent aus Baselland berechtigt, sich zulasten der Krankenversicherung in einer deutschen Vertragsklinik behandeln zu lassen. Aber nur neun Prozent von ihnen nehmen dieses Angebot in Anspruch. Entsprechend tief sind die Gesamtkosten. Im Jahr 2014 betrugen sie 810 000 Franken.

Befristete Schweizer Regelung

Auf deutscher Seite nehmen insgesamt zwölf Kliniken in sieben Orten am Pilotprojekt teil, wobei es klar favorisierte Standorte gibt: Rund drei Viertel der Patientinnen und Patienten liessen sich in den Rehakliniken in Bad Bellingen behandeln. An zweiter Stelle folgen die Angebote in Bad Krozingen mit einem Anteil von rund 20 Prozent.

Während Deutschland die grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit einer dauerhaften Anpassung der Krankenversicherungs-Gesetzgebung untermauerte, wurde in der Schweiz vorerst nur eine befristete Regelung geschaffen, die bislang zweimal verlängert wurde – aktuell bis 2018.

Wie das Basler Gesundheitsdepartement mitteilt, soll das Bundesgesetz über die Krankenversicherung so angepasst werden, dass die grenzüberschreitende Zusammenarbeit künftig in allen Grenzregionen dauerhaft möglich sein wird. Die Vision sei, «eine Einheit der Grenzregion Basel/Lörrach im Bereich der Gesundheitsversorgung zu realisieren», schreibt das Departement in einer Medienmitteilung. tageswoche.ch/+4tnw0

Kopf der Woche



Aptenodytes patagonicus

von Hannes Nüsseler

Man würde ja nicht glauben, dass es bei dieser Affenhitze überhaupt noch nötig ist, aber das Ausbrüten haben die Pinguine dann doch lieber selber übernommen. Mit einigem Erfolg, wie sich derzeit im Basler Zolli überprüfen lässt: Nachdem die Eselspinguine bereits im Frühling für Nachwuchs gesorgt hatten, ist seit dem 18. Juli auch ein Königspinguin-Küken zu bestaunen, das von seinen Artgenossen gehätschelt wird. Ein Neuzugang ist übrigens auch das 22-jährige Männchen, das aus einem japanischen Zoo stammt – so ein Austausch soll ja nicht nur genetisch gesund sein, sondern auch alle möglichen Sinne erweitern. tageswoche.ch/+xklkz

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Markanter Kopfbau der Aeschenvorstadt: Die ehemalige Handwerkerbank.

FOTO: DOMINIQUE SPIRGI

Reaktionen aus der Community

von Bärbeiss
• Der Erhalt dieser städtebaulichen «architektonischen Perlen» hat zuletzt doch noch etwas Gutes: Weil sie dort stehen bleiben, verhindern sie noch Schlimmeres.

Architektur

Vom Schandfleck zum Denkmal

von Dominique Spirgi

Die Nachkriegszeit, besonders die 1950er- und 1960er-Jahre, haben das Basler Stadtbild markant verändert. Die zunehmende Automobilisierung wurde zum prägenden Entwicklungsmassstab, ebenso der Bauboom, der mit spekulativen Neubauten empfindliche Breschen in die historische Bausubstanz schlug.

Ein Musterbeispiel für diese Entwicklung ist die Aeschenvorstadt. Dort wurde, um für das wachsende Verkehrsaufkommen Platz zu schaffen, eine ganze Strassenseite abgerissen – darunter auch historisch wertvolle Bauten wie der mittelalterliche «Sternen», das älteste Gasthaus Basels, und das repräsentative Handelshaus «Goldener Löwen» aus dem 18. Jahrhundert.

Mächtige Konsumtempel

Beide Häuser wurden im St. Alban-Tal und in der St. Alban-Vorstadt zwar wieder aufgebaut, die Strasse selber aber war danach nicht wiederzuerkennen. Es entstanden mächtige neue Konsumtempel, angefangen mit dem Drachen-Center (1954), das erste Shopping-Center Basels, das rund zehn Jahre später mit dem Anfos-Haus ein neueres Pendant erhielt.

Aber gerade die beiden genannten Beispiele sind für die Basler Denkmalpflege Zeugnisse, dass in den boomenden

1950er- und 1960er-Jahren nicht nur «Wegwerfarchitektur» entstand, sondern imposante neue Architektur, die heute den Status von schützenswerten Baudenkmälern innehat: «Auch wenn dies für viele Menschen vielleicht noch schwer verständlich sein mag», wie der Basler Denkmalpfleger Daniel Schneller an einem Medienspaziergang durch die Aeschenvorstadt bis in die St. Jakobs-Strasse sagt.

Das Drachen-Center der Architekten Arthur Dürig und Franz Bräuning symbolisierte zu seiner Entstehungszeit wie kein anderes Gebäude in Basel das Fortschrittsdenken der 1950er-Jahre.

Das Drachen-Center symbolisierte zu seiner Entstehungszeit wie kein anderes Gebäude in Basel das Fortschrittsdenken der 1950er-Jahre.

Leider sind mit der Sanierung und dem Einzug des Migros-Markts vor sieben Jahren die Einkaufspassagen im Erdgeschoss, in denen sich ursprünglich 17 Geschäfte und ein Restaurant befanden, verschwunden. Das Gebäude entspricht also nur noch äusserlich dem grossstädtischen multifunktionalen Zentrum von einst.

Anders präsentiert sich die Situation beim Anfos-Haus der Architekten Johannes Gass + Wilfried Boos sowie Max Rasser + Tibère Vadi, das erst kürzlich umfassend saniert wurde. Hier ist die vor-

nehme Ladenpassage mit den gediegenen Möbelgeschäften erhalten geblieben – zumindest im Grundriss, denn nicht zuletzt wegen der Verwendung von Asbest im Originalbau sind im Innern der Passage jetzt andere Materialien vorherrschend.

Für die Denkmalpflege ist das Wohn- und Geschäftshaus zusammen mit dem Lonza-Hochhaus das eindrucklichste Beispiel grossstädtischer Architektur aus der Nachkriegszeit. Es ist 1963 entstanden, im Jahr, als auch das achtgeschossige Bürogebäude der Schweizerischen Treuhandgesellschaft an der St. Jakobs-Strasse fertiggestellt wurde. Durch seine freistehende Position erhält das Gebäude von Suter + Suter-Architekten eine besondere Präsenz im Stadtbild.

Für Reto Bieli, Bauberater der kantonalen Denkmalpflege, ist die kürzlich abgeschlossene Sanierung dieses Hauses ein erfreuliches Beispiel für eine gute Zusammenarbeit mit der Bauherrschaft. «Als Denkmalpfleger konnte ich mich nur argumentativ einbringen, rechtlich hatte ich keine Möglichkeiten», sagt Bieli. Der Bauherr musste in die aufwendige Sanierung eine Summe stecken, die teuerungsbereinigt etwa den ursprünglichen Neubaukosten entsprach. «Dafür verfügt er nun über ein repräsentatives Baudenkmal», sagt Bieli.

«Nur mit Leuchttürmen befasst»

An der Achse Aeschenvorstadt–St. Jakobs-Strasse befinden sich noch weitere Bauten aus dieser Zeit, die ins Inventar schützenswerter Bauten eingetragen wurden: etwa das Coop-Gebäude des Architekten Hermann Baur von 1955 oder die Handwerkerbank der Architekten Bräuning, Leu und Dürig von 1958.

Insgesamt hat die Denkmalpflege rund 60 Inventarblätter für Bauten aus dieser Zeit erstellt. «Abgesehen davon, dass es aus dieser Zeit auch viele Bauten gibt, die ganz und gar nicht schützenswert sind, haben wir uns sehr selektiv nur mit den Leuchttürmen befasst», sagt Denkmalpfleger Schneller.

Das Inventar der schützenswerten Bauten reicht lediglich bis ins Jahr 1970. Langsam kommen aber auch später entstandene Bauten in ein Alter, das umfassende Sanierungen nötig macht. Früher oder später werden sich die Denkmalpfleger also auch mit diesen Gebäuden zu befassen haben. Wie einige Beispiele an der Aeschenvorstadt zeigen, dürften allfällige Eintragungen ins Inventar auch hier für viele Menschen schwer oder sogar sehr schwer verständlich sein.

tageswoche.ch/+vewlf

×

Medellin

Fürs Auge: In der kolumbianischen Hauptstadt präsentieren Blumenzüchter jedes Jahr ihren grünen Daumen an einer Parade.

FREDY BUILES/REUTERS

**Phnom Penh**

Für den kleinen Hunger: In den Reisfeldern Kambodschas tummeln sich Ratten, die gehäutet als Snack feilgeboten werden.

SAMRANG PRING/
REUTERS**Taipeh**

Für die Versicherung: In Taiwan hat am letzten Wochenende ein Taifun gewütet, drei Millionen Haushalte waren ohne Strom.

PICI CHUANG/REUTERS





Kaunertal

Für Verschwörungstheoretiker: So sieht es aus, wenn das Österreichische Weltraum-Forum eine Marsmission übt – im heimischen Kaunertal.

DOMINIC EBENBICHLER/
REUTERS



Ta'if

Für die gute Laune: «Tanz, Cowboy», heisst es in Lucky Lukes Wildem Westen. Im Nahen Osten erledigen saudische Hochzeitsgesellschaften das Schiessen und Tanzen in Personalunion.

MOHAMED AL HWAITY/
REUTERS



Hiroshima/Nagasaki

70 Jahre nach den Atombombenabwürfen ist die Bereitschaft gering, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen.

Die Ruhe nach dem Knall

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

In Hiroshima und Nagasaki ist der Atombombenabwurf vom 6. und 9. August 1945 gedacht worden. Der japanische Premierminister Shinzo Abe bekräftigte in seinem allerdings auf die militärische Atomproblematik beschränkten Aufruf die drei an sich bekannten Prinzipien, Atomwaffen weder herzustellen noch zu lagern oder zu verbreiten. Das war und ist allerdings ein Ruf beinahe ins Leere, verglichen mit früheren Sensibilitäten für diese Gefahr.

Dieses Jahr hat die schreckliche Erfahrung, die eine Zäsur in der Geschichte der Menschheit bildet, auch bei uns etwas mehr Beachtung gefunden, weil seither runde 70 Jahre vergangen sind. Was der Einsatz von Atombomben bedeutete, der über 200 000 Menschen sogleich das Leben kostete und wegen Verbrennungen und Verstrahlungen weitere Zehntausende von Todesopfern zur Folge hatte, wurde in den aktuellen Medien mit dem zeittypischen Hang zum Privaten und Persön-

Japans Regierung verzichtet auf Kritik an den Bombenabwürfen, um Atomgegnern nicht in die Hände zu spielen.

FOTO: REUTERS



lichen vor allem in Schilderungen von Einzelschicksalen überlebender Zeitzeugen aufgezeigt.

Die grosse Frage, ob der bisher einzige «Kampfeinsatz» von Atombomben aus heutiger Sicht gerechtfertigt gewesen ist und wie sich das offizielle Amerika dazu stellt, blieb entweder ausgespart oder im Hintergrund. Theoretisch wäre ja denkbar, dass sich die USA – einem seit einigen Jahren praktizierten Ritual entsprechend – heute für den Abwurf der Atombomben entschuldigen und sogar über Reparationen nachdenken würden.

Wie durch Wikileaks schon 2011 aufgedeckt und jetzt wieder aufgewärmt worden ist, soll Präsident Obama im November 2009 erwogen haben, auf seiner Japanreise einen Abstecher in die Orte der früheren Verwüstung zu unternehmen und sich dort eben für das «using nukes» zu entschuldigen. Das fand nicht statt und war wohl auch nie ernsthaft geplant.

Verbeugung vor dem Kaiser

Eine nächste Gelegenheit hätte der amerikanische Präsident im Mai 2016, also in den letzten Monaten seiner Amtszeit, wenn die G-7 ihr 42. Treffen in Japan auf der Insel Kashiko abhalten werden. Nagasakis Bürgermeister Tomihisa Taue hat denn auch an der diesjährigen Gedenkfeier vom 9. August im Hinblick auf 2016 bereits eine öffentliche Einladung speziell an US-Präsident Obama, aber auch an andere Staatschefs ausgesprochen.

Dass die Idee von 2009 ein «nonstarter» wurde, wird vor allem auf Tokios negative Reaktion zurückgeführt. Dort habe man befürchtet, dass ein solcher Akt die japanische Anti-Atombewegung und die Opposition gegen das Militärbündnis mit den USA stärken würde.

In Japan wird befürchtet, dass eine Entschuldigung die Anti-Atombewegung und die Opposition gegen das Militärbündnis mit den USA stärkt.

Auch in den USA wäre eine Entschuldigung gar nicht gut angekommen, schon der blosser Gedanke an diese Eventualität setze gehässige Kommentare frei. So wurde Obama vorgeworfen, dass er sich beim Besuch von 2009 als bisher einziger US-Präsident vor dem japanischen Kaiser verneigt habe. Obamas notorische «Sorry»-Manie könne so weit gehen, sich dafür zu entschuldigen, ein mörderisches Imperium beseitigt und in Japan den Weg für eine friedliche und freiheitliche Entwicklung geebnet zu haben.

Die Bombenabwürfe wurden auch in dieser kurzen Reaktion mit den alten Argumenten von 1945 sowie mit der späteren

Rechtfertigung gutgeheissen, dass diese Einsätze mit ihren desaströsen Auswirkungen eine weitere Verwendung von Atombomben sozusagen verhindert hätten – «it made it less likely they would ever be used again». Schon 1995, anlässlich des 50-Jahr-Gedenkens, war die NZZ mit einem Beitrag auf der Frontseite zur gleichen positiven Einschätzung gekommen. Und 2005 bekam man in Washington sogar zu hören, dass dank der Bombe die 1945 noch ungeborenen Generationen von Amerikanern in Sicherheit (!) hätten aufwachsen dürfen.

Im August 1945 begründete Präsident Truman die beiden Abwürfe damit, dass man als führende Kraft der «peace loving nations» der Verwendung dieser Waffe durch andere Kräfte habe zuvorkommen wollen, dass Japan den Krieg 1941 mit dem Überfall auf Pearl Harbor ausgelöst und sich in all den Kriegsjahren über internationales Kriegsrecht hinweggesetzt habe, und dass es darum gegangen sei, mit dieser den Schlusskampf verkürzenden Aktion das Leben von Abertausenden amerikanischer Soldaten zu retten: «We have used it in order to shorten the agony of war, in order to save the lives of thousands and thousands of young Americans.»

Folgt man den Beobachtungen von Peter Kuznick vom Washingtoner Institut für Nukleargeschichte, wird die von Truman verkündete Kriegsverkürzungsthese von der älteren Generation noch immer geglaubt, während die Jungen den Abwurf als weit weniger gerechtfertigt einschätzen. Kuznick ist zuversichtlich, dass die 1945 vorgeschobenen Erklärungen mit der Zeit immer weniger Anhänger finden. Die Meinung, dass es in erster Linie um die Vermeidung von amerikanischen Kriegstoten gegangen wäre, werde heute «nur noch» von 58 Prozent geteilt, während es vor 70 Jahren noch 85 Prozent gewesen waren.

Keine plausible Rechtfertigung

Dass die Erinnerungsgeschichte und die damit verbundenen Einstellungen einem klaren Trend zugunsten einer Verstärkung der kritischeren Betrachtungsweise folgt, wird durch Vergleiche von 1995 und 2015 jedoch infrage gestellt. 1995 war die Bereitschaft zu einer echten Auseinandersetzung mit diesem Kapitel der Geschichte nämlich grösser als sie es heute ist. 1995 wollte sich das renommierte Smithsonian-Institut in Washington zusammen mit dem Nationalen Luft- und Raumfahrtmuseum der Frage stellen, ob der Einsatz der «schrecklichsten aller Waffen» überhaupt nötig war. Massenproteste sorgten allerdings dafür, dass das Projekt stark reduziert und banalisiert wurde. Aber es gab wenigstens heftige Diskussionen. 2015 fand nun weder das eine noch das andere statt. «1945» ist vorbei, heute interessieren die potenziellen Atombomben der anderen: diejenigen des Irans und Nordkoreas.

Dass der Atombomben-Einsatz einer zwingenden Notwendigkeit entsprach, wurde schon früh von hohen Militärs (z.B. von Dwight D. Eisenhower) und seit den

1960er-Jahren von der liberalen US-Geschichtsschreibung stark in Abrede gestellt. Nagasaki jedenfalls war ein militärisch unbedeutendes Ersatzziel. Von diesem zweiten Einsatz, der im Schatten des dominanten Erinnerungsorts Hiroshima steht und immerhin 74 000 Tote zur Folge hatte, sagte Telford Taylor, der amerikanische Chefankläger von Nürnberg, das sei ein Verbrechen, «für das ich nie eine plausible Rechtfertigung gehört habe».

Die Einsatzbefürworter befürchteten, dass Japan kapitulieren könnte, bevor die A-Bomben einsatzbereit wären.

Die Einsatzbefürworter befürchteten sogar, dass Japan kapitulieren könnte, bevor die A-Bomben einsatzbereit wären. Ein wichtiges Handlungsmotiv war, mit der Atomkeule – dem «big stick» – die Sowjetunion einzuschüchtern. Zudem dürfte die Geringerschätzung der «gelben Rasse» den Einsatzentscheid erleichtert haben, wie man 2005 in einem Beitrag des Experten Florian Coulmas sogar in der NZZ nachlesen konnte.

Keine Entschuldigung

Hiroshima und Nagasaki wurden zu Brennpunkten des kollektiven Gedächtnisses, weil da Massenvernichtung in einzelnen Akten (nur ein Flugzeug, nur eine Bombe) vor demonstriert wurde. Die Opferzahlen an sich haben dem Gedächtnis nicht die Erinnerungskraft gegeben. Im März 1945 wurden mit dem Abwerfen von traditionellen Brandbomben über Tokio nicht weniger Menschen getötet als in Hiroshima. Diese Toten waren aber zu gewöhnlich, um in die Erinnerung einzugehen.

Kritiker der Bombenabwürfe vom August 1945 ziehen nicht in Zweifel, dass Japans antidemokratisches Regime völlig zerschlagen werden sollte. Das aber hätte nicht über die Massenvernichtung von Zivilbevölkerung geschehen müssen. Von Japan gab es dazu nie ein offizielles Wort der Kritik, die Abhängigkeit vom früheren Kriegsgegner und späteren Verbündeten war und ist zu gross. Japan ist zudem das letzte Land, das von den USA ein Fehler- und Schuldeingeständnis verlangen könnte, hat es doch selber zahlreiche Kriegsverbrechen begangen und bekundet selber grosse Mühe, sich uneingeschränkt dafür zu entschuldigen.

Zu einer Entschuldigung für alle diese Kriegsverbrechen wird es nicht kommen. Muss es auch nicht. Für einen Atombombenabwurf kann man sich ohnehin nicht entschuldigen und «sorry» sagen. Wichtiger ist, dass es zu keinen weiteren massiven Vergessen gegen die Menschlichkeit kommt, für die man später Entschuldigungen aussprechen müsste. Auf die man – wahrscheinlich – wiederum vergeblich warten würde.

tageswoche.ch/+88f66

×

Jeden Monat fliehen Tausende aus Eritrea. Das Regime beutet das Volk aus und bringt Kritiker zum Schweigen. Experten erklären, warum Eritreer in der Schweiz zu Recht Asyl erhalten.

Eritrea, Land ohne Freiheit

von Pieter Poldervaart

Viermal die Landesfläche der Schweiz, verschiedene Klimazonen von Meeresküste über Wüste bis zu tropischen Tälern, eine Vielzahl von Ethnien: Eritrea wurde in besseren Zeiten als «Schweiz Ostafrikas» betitelt. Heute ist das Land vor allem als Heimat jener Menschen im öffentlichen Bewusstsein, welche die Rangliste der Asylbewerber anführen: 7000 Eritreerinnen und Eritreer stellten 2014 hierzulande ein Gesuch, Ende Jahr lebten 24.000 von ihnen in der Schweiz. Ihre Chance, eine Niederlassungs- oder Aufenthaltsbewilligung zu erhalten oder zumindest vorläufige Aufnahme zu finden, ist gut: Wer seine Herkunft glaubhaft machen kann, hat den Flüchtlingsstatus praktisch auf sicher.

Der Militärdienst im Kleinstaat am Horn von Afrika ist hart und oft endlos: Ab 18 sind Frauen bis zum Alter von 25, Männer zum Teil jahrzehntelang Armeeangehörige. Dort lernen sie nicht nur kämpfen, sondern werden auch als Zwangsarbeiter in Steinbrüchen, auf Baustellen und in der Landwirtschaft missbraucht. Desertion ist deshalb an der Tagesordnung.

Desertion und Wehrdienstverweigerung per se sind keine Gründe für Asyl. Doch weil Deserteure dem Regime in Asmara als Staatsfeinde gelten, drohen ihnen bei einer Rückschaffung Verfolgung und Folter. Darum erhalten die meisten ein Bleiberecht in der Schweiz.

Unter den Augen der Spitzel

Warum fliehen so viele, während sich kaum jemand gegen das Zwangssystem Armee auflehnt? Magnus Treiber erklärt es so: «Wer heute wehrpflichtig wird, hat sein Leben lang nur das Spitzelsystem von Regierung, Militär und Geheimdienst kennengelernt und traut niemandem.» Treiber ist Ethnologe und intimer Kenner der Verhältnisse in Eritrea. Vor Kurzem referierte er auf Einladung der GGG-Ausländerberatung Basel zum Thema.

Im Laufe seiner Forschungen und während seines Aufenthalts in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba, wo Treiber an der Fakultät für Sozialanthropologie unterrichtet, hat er zahlreiche Flüchtlinge aus Eritrea kennengelernt, ihre Schicksale aufgeschrieben und ausgewertet.

Präsident Isayas Afewerki regiert, als ob sein Land noch immer im Kampf gegen den Rest der Welt stünde.

Die Erkenntnis: Einen objektiven Grund, verhaftet zu werden, braucht es nicht. Folterungen sind in der Gefangenschaft an der Tagesordnung, meist gibt es buchstäblich nur Wasser und Brot in knappen Rationen – es sei denn, die Verwandten werden über den Aufenthaltsort ihrer Angehörigen orientiert und bringen ihnen Nahrung, Wasser und Decken.

Alle drei Monate werden die Häftlinge verlegt – eine Logik dahinter gibt es nicht, ebenso wenig wie Informationen über das angebliche Delikt oder die Zuweisung eines Verteidigers. Kommt es nach Monaten zu einer Verurteilung, drohen Arbeitslager oder eine weitere qualvolle Zeit im nächsten Gefängnis, wo nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder und Jugendliche verwahrt werden.

Wer Geld organisieren kann, schmiert die Aufseher, bekommt Hafterleichterung oder wird vorzeitig freigelassen. «Die Korruption ist allgegenwärtig», sagt Treiber. So würden Häftlinge an Banditen weiterverkauft, die dann Geld von den Verwandten erpressten. Und wer es schafft, einen Schlepper zu organisieren, ist nie sicher, ob dieser nicht mit der Polizei paktiert und so doppelt abkassiert.

Von 1890 bis 1941 war das Land eine italienische Kolonie, die Kapitale Samara verströmte weltstädtisches Flair. Heute ist Eritrea trotz Hochseehafen am Roten Meer fast komplett von der Aussenwelt isoliert – und zwar aus eigenem Antrieb.

Präsident Isayas Afewerki regiert, als ob sein Land noch immer im Kampf gegen den Rest der Welt stünde. Im kollektiven Bewusstsein ist die Annexion durch den grossen Nachbarn Äthiopien bis heute präsent. Ein blutiger Krieg von 1961 bis 1991 führte zur Autonomie. 1998 bis 2000 flammten Grenzstreitigkeiten mit Äthiopien auf, das kleine Eritrea ging gegen die Übermacht als Sieger vom Schlachtfeld.

Afewerki, seit 1993 Präsident, kann es sich leisten, öffentlich anzukündigen, in den nächsten zehn Jahren werde es keine Wahlen geben. Hilfswerke sind nicht gern gesehen: Man hat die Unabhängigkeit selbst erkämpft und will auch jetzt alle Einflüsse aus dem Ausland fernhalten.

Die Parallelarmee des Präsidenten

Um Machtkonzentrationen zu verunmöglichen, löste Afewerki 2006 die Universität in der Hauptstadt Asmara auf. Seither existieren fünf Universitäten in der Peripherie, wohin die Studentinnen und Studenten geschickt werden – wobei eine Behörde das Studienfach zuteilt. Seit sich in der Armee Unmut regt, baut Afewerki eine Parallelarmee auf. Und in jeder Behörde gibt es Spitzel, die direkt dem Präsidenten rapportieren.

Immerhin, der Kreis der alten Männer um den 69-jährigen Afewerki wird löchrig, Junge werden ferngehalten, weil der Diktator fürchtet, sie könnten ihm gefährlich werden. Ein Hoffnungsschimmer? «Nicht unbedingt», sagt Treiber, «die Zustände nach Afewerki könnten noch schlimmer werden.» Absehbar ist, dass zwischen der offiziellen und der Privatarmee Afewerkis ein Kampf um Macht und Geldtöpfe ausbricht. Jahrzehntelange Bevormundung,



Parade am Unabhängigkeitstag: Viele Eritreer werden über Jahre und Jahrzehnte zum Militärdienst gezwungen.

FOTO: REUTERS

Bespitzelung und Unterdrückung haben verhindert, dass sich eine Kraft entwickeln konnte, welche die alte Garde ablösen und die Politik demokratisieren könnte. Zudem sind Zehntausende von Intellektuellen ausser Landes geflohen.

Die Furcht vor Verrat lebt in der Diaspora weiter. «Flüchtlinge aus Eritrea sind aussergewöhnlich argwöhnisch. Es ist ein langwieriger Prozess, mit ihnen eine Vertrauensbasis aufzubauen», sagt Renata Gäumann, Asylkoordinatorin Basel-Stadt. Viele Neuankömmlinge sind minderjährig, psychisch blockiert, und anders als etwa bei den Tibetern gebe es in dieser Gruppe nur wenig Zusammenhalt.

Einfache Rezepte für den Umgang gebe es keine, sagt auch Magnus Treiber, umso mehr, als die Herkunft der Flüchtlinge sich verändere: «Am Anfang flohen vor allem Menschen aus Asmara, die gebildet und sozialisiert waren. Nun kommen immer mehr auch Jugendliche aus ländlichen Regionen.» Diese wurden nie richtig sozialisiert und warteten teilweise jahrelang in Flüchtlingslagern, bis sich endlich ein Schlepper für die Weiterreise nach Europa fand. «Da braucht es grosse Integrationsanstrengungen», sagt Treiber.

Was kann die Schweiz tun? Mussie Zerai ist katholischer Priester, seit 2011 betreut der 40-Jährige im Auftrag des Vatikans die eritreischen Katholiken in der Schweiz und koordiniert die Betreuung dieser Menschen in ganz Europa. Bekannt geworden ist er als «Handy-Retter», dessen Mobilnummer von eritreischen Flüchtlingen gewählt wird, wenn sie auf dem Mittelmeer in Seenot geraten.

Bevormundung und Unterdrückung haben verhindert, dass sich eine Kraft entwickeln konnte, welche die Politik demokratisieren könnte.

Zerai versucht, ihnen zu helfen, alarmiert die Küstenwache und verhandelt mit Behörden. «Die Schweiz muss bei den Eritreern besser unterscheiden zwischen echten Flüchtlingen und jenen, die das Regime in Asmara unterstützen.» Dazu gehören

etwa jene über tausend, die Mitte Juni in Genf gegen den UNO-Bericht der Menschenrechtskommission protestierten, der das Regime in Asmara scharf kritisiert. «Die Polizei könnte diese Personen identifizieren und sie nicht länger als Flüchtlinge behandeln», fordert Zerai.

Hoffen auf die Diaspora

Die echten Asylsuchenden hingegen brauchten vor allem Bildung. Weil sie jahrelang im Militärdienst waren, fehlen ihnen neben Sprachkenntnissen auch Abschlüsse und Diplome, um in der Diaspora selbst für den Lebensunterhalt aufkommen zu können. Schliesslich sollen die Gemeinden Plattformen bereitstellen, wo sich Eritreer und Schweizer kennenlernen könnten.

Und was wird, wenn Isayas Afewerki und seine Clique einmal nicht mehr an den Hebeln der Macht sind? Kehrt dann die Freiheit zurück ans Horn von Afrika? Das Beispiel Libyen lässt daran zweifeln. Aber Mussie Zerai will die Hoffnung nicht aufgeben: «Im Land selbst sind solche Diskussionen nicht möglich. Aber in der Diaspora hat es viele junge Menschen, die über eine andere Zukunft diskutieren.»

tageswoche.ch/+9woov

×

Hier die Ansprüche der Kurden, da die neuen Attacken von Erdogan: Selahattin Demirtas kämpft zwischen den Fronten um seine Glaubwürdigkeit und Freiheit.

Der kurdische Obama im Zweifrontenkampf

Ein Hoffnungsträger vor der Zerreißprobe: Selahattin Demirtas.

FOTO: REUTERS



von Gerd Höhler (n-ost)

Als ich jung war, dachte ich, ich würde die meiste Zeit meines Lebens im Gefängnis verbringen», sagt Selahattin Demirtas. Keine unrealistische Erwartung für einen türkischen Kurden, der sich als Menschenrechtsanwalt betätigt. Das Gefängnis: Es kann ja noch kommen. Vorerst sitzt Demirtas zwar nicht hinter Gittern, sondern in der türkischen Nationalversammlung – als einer von 80 Abgeordneten der Demokratischen Partei der Völker (HDP), deren Vorsitz er gemeinsam mit der Kurdin Figen Yükksektag führt.

Aber jetzt ermittelt die türkische Staatsanwaltschaft gegen das Duo. Demirtas und Yükksektag werden beschuldigt, Propaganda für die kurdischen Volksschutzeinheiten (YPG) gemacht zu haben, die offiziell als Terrororganisation eingestuft werden. Bei einem Schuldspruch müssen sie mit bis zu 24 Jahren Haft rechnen, der HDP könnte ein Verbot drohen.

Viele Beobachter vermuten politische Motive hinter den Ermittlungen. Schliesslich hatte Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan jüngst führenden HDP-Politikern mit Strafverfolgung gedroht. Vor allem der HDP war es geschuldet, dass die von Erdogan gegründete islamisch-konservative AKP bei der Parlamentswahl im Juni erstmals seit 2002 ihre absolute Mehrheit verlor. Bei den Wahlen erzielte die HDP mit 13 Prozent Stimmenanteil einen Überraschungserfolg. Als Folge davon musste Erdogan seine Ambitionen auf Einführung eines Präsidialsystems, das ihm wesentlich mehr Machtbefugnisse geben sollte, vorerst zurückstellen.

Erdogan setzt alles daran, Selahattin Demirtas als «Terroristen» und seine Partei als Tarnorganisation der verbotenen PKK zu diskreditieren.

Schlimmer noch: Die bisher unter den Teppich gekehrten Korruptionsvorwürfe könnten wieder hochkommen. Scheitern die derzeit von Premierminister Ahmet Davutoglu geführten Koalitionsverhandlungen, kommt es im Herbst zu Neuwahlen. Deshalb scheint Erdogan jetzt alles daranzusetzen, Demirtas als «Terroristen» und seine HDP als Tarnorganisation der verbotenen kurdischen Arbeiterpartei PKK zu diskreditieren.

Der 42-jährige Demirtas ist das Gesicht der HDP. Jung, gutaussehend, ein brillanter Redner, ein schlagfertiger, witziger Diskutant – manche sprechen von ihm als dem «kurdischen Obama». Dazu passt, dass er

im Wahlkampf häufig mit seiner Frau Basak, einer Lehrerin, und den beiden Töchtern auftrat.

Geboren als zweitjüngstes von sieben Kindern seiner Eltern in der kleinen Ortschaft Palu der türkischen Ostprovinz Elazığ, studierte Demirtas in Ankara Jura, arbeitete als Anwalt, engagierte sich bei der Menschenrechtsorganisation IHD und bei Amnesty International, bevor er 2007 in die Politik ging und in der Provinz Diyarbakir einen Parlamentssitz eroberte.

Demirtas ist kein leichter Gegner. Er entspricht nicht dem Stereotyp des kurdischen Aktivisten. Er spaltet nicht wie Erdogan, sondern er baut Brücken.

Schon bei der Präsidentenwahl vor einem Jahr hatte Demirtas als Erdogans Gegenkandidat mit knapp zehn Prozent Stimmenanteil einen unerwarteten Achtungserfolg erzielt und bewiesen: Als einziger türkischer Politiker ist er dem Demagogen Erdogan rhetorisch gewachsen. Umso gnadenloser bekämpft dieser jetzt jenen Mann, der die AKP um die absolute Mehrheit gebracht hat.

Aber Demirtas ist kein leichter Gegner. Er entspricht so ganz und gar nicht dem Stereotyp des kurdischen Aktivisten. Er spaltet nicht wie Erdogan, sondern er baut Brücken. Demirtas trifft den richtigen Ton – wenn er etwa sich selbst als «ein Kind Atatürks» bezeichnet und sich so in die Tradition des legendären Staatsgründers stellt. Es ist ein Bekenntnis zur Türkischen Republik und eine klare Absage an den Separatismus, mit dem frühere Kurdenparteien in Verbindung gebracht wurden.

So machte Demirtas aus der HDP eine Partei, die sich nicht mehr ethnisch definiert, sondern sich öffnet für Angehörige anderer Minderheiten, für Linke und Liberale, für Ökologen und die Gezi-Protestbewegung, für Schwule und Lesben. Frauen, mit und ohne Kopftuch, spielen in der HDP ohnehin eine grössere Rolle als in jeder anderen politischen Partei des Landes.

Nicht nur für die Kurden, auch für viele Türken ist Demirtas ein Hoffnungsträger. «Obama»: Das zeigt, wie hoch die Erwartungen gesteckt sind – und wie gross damit die Fallhöhe ist. Wenn jetzt der Kurdenkonflikt wieder aufflammt, ist das für Demirtas die denkbar grösste Herausforderung.

Ein Spiel mit dem Feuer

Er steht zwischen den Fronten: Auf der einen Seite Erdogan und die nationalistischen Hardliner, auf der anderen Seite der militante, kampfbereite Flügel der PKK, dem die Türkifizierung der HDP seit jeher missfiel, weil die Partei damit dem Einfluss der PKK entzogen wird. Auch persönlich

geht Demirtas momentan durch einen schwierigen Prozess der Läuterung und der Bewährung.

Dass sein älterer Bruder Nurettin als PKK-Mitglied im Gefängnis sass und jetzt mit der Guerilla in den Bergen des Nordirak lebt, bringt ihm bei den Kurden im Südosten zwar Sympathie ein, denn dort ist die PKK als Massenbewegung tief verwurzelt. In den Augen vieler Türken ist es dagegen ein schwerer Makel.

Erdogan setzt darauf, dass Demirtas und die HDP zwischen diesen Fronten zerrieben werden. Deshalb schürt er den Konflikt, lässt die Lager der PKK im Nordirak nun wieder bombardieren und erklärt den von ihm selbst angestossenen Friedensprozess für beendet. Es ist ein Spiel mit dem Feuer. Die PKK antwortet bereits mit Terroranschlägen. Schlimmstenfalls droht der Türkei ein Rückfall in die bürgerkriegsähnlichen Zustände der 1990er-Jahre. Erdogan nimmt das offenbar in Kauf, um seine Macht zu festigen.

«Wenn wir heute Frieden schliessen, müssen morgen unsere Kinder nicht sterben.»

Selahattin Demirtas

Demirtas lässt sich nicht entmutigen, weder durch die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft, noch durch die Tiraden Erdogans oder durch den Terror der PKK-Hardliner: «Es ist nie zu spät, zum Frieden aufzurufen», sagte er am Montag und appellierte an die Armee und an die PKK, «den Finger vom Abzug zu nehmen.» Und fand ein gutes Argument dafür, eines das beide Seiten gleichermaßen trifft: «Wenn wir heute Frieden schliessen, müssen morgen unsere Kinder nicht sterben.»

tageswoche.ch/+tjcol

x

ANZEIGE



krebserkrankte Kinder

BASEL

Helfen hilft heilen.

Postkonto: 40-654647-1
IBAN: CH85 0900 0000 4065 46471
www.stiftung-kinderkrebs.ch



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Criblez-Moos, Roger Arthur, von Péry-La Heute/BE, 22.01.1924–07.08.2015, Baselmattweg 44a, Allschwil, wurde bestattet.

Handschin-Urech, Emma, von Rickenbach/BL, Basel/BS, 01.06.1923–08.08.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier: Montag, 17.08., 10.30 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil. Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Simon-Wild, Margrit, von Schönenbuch/BL, 11.08.1925–09.08.2015, (wohnhafte gewesen im Altersheim Ergolz, Ormalingen), Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Todon-Fischer, Rolando, von Roggwil/BE, 06.09.1941–06.08.2015, Ulmenstr. 23, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Basel

Angehrn-Karlin, Margaretha, von Riehen/BS, Muolen/SG, 10.06.1929–09.08.2015, Paradieshofstr. 42, Basel, wurde bestattet.

Burkhard-Wittwer, Simon, von Schwarzhäusern/BE, 27.04.1930–05.08.2015, Schalerstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Burkhardt-Herrmann, Ruth Henriette, von Basel/BS, 01.12.1924–18.07.2015, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Contessi-Maddalena, Beatrice, von Italien, 24.02.1934–08.07.2015, Hammerstr. 136, Basel, wurde bestattet.

Donelli-Pabst, Karl, von Basel/BS, 08.07.1926–07.08.2015, Elisabethenstr. 41, Basel, wurde bestattet.

Duroux-Calame, Michel Fernand, von Saint-Maurice/VS, 19.01.1929–27.07.2015, Maispracherweg 2, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Engel-Morici, Gottfried, von Reinach/AG, 08.05.1928–07.08.2015, General Guisan-Str. 107, Basel, wurde bestattet.

Gueng-Schwarz, Franz Willi, von Basel/BS, 19.08.1932–31.07.2015, Blumenrain 32, Basel, wurde bestattet.

Haldi-Hänni, Lisa, von Saanen/BE, 06.04.1933–31.07.2015, Wattstr. 15, Basel, wurde bestattet.

Hausmann, Fred, von Basel/BS, 26.04.1923–22.07.2015, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Hofmann-Weisser, Rolf, von Basel/BS, 15.08.1932–27.07.2015, Rümmlingerstr. 10, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 18.08., 14.30 Uhr, Theodorskirche Basel.

Jäggi, Peer Alexander, von Basel/BS, 23.04.1935–26.07.2015, Fischerweg 2, Basel, wurde bestattet.

Kobel-Jäger, Helena Katharina, von Basel/BS, Krauchthal/BE, 14.05.1925–05.08.2015, Weissensteinstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Monka-Weingärtner, Hugo, von Nennigkofen/SO, 17.08.1926–10.08.2015, Rheinfelderstr. 10, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Morosini-Vogler, Giuseppe Isidoro, von Italien, 21.05.1931–12.07.2015, Bruderholzweg 21, Basel, Trauerfeier: Freitag, 14.08., 15.00 Uhr, St. Marienkirche, Basel.

Müller, Heidy Frieda, von Blumenstein/BE, 13.08.1930–29.07.2015, Giornicostr. 144b, Basel, wurde bestattet.

Münster-Mayer, Wilhelm Rudolf, von Wohlen bei Bern/BE, 23.08.1923–22.07.2015, Hohe Winde-Str. 37, Basel, Trauerfeier: Freitag, 14.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Nuber, Max, von Bertschikon/ZH, 05.06.1926–03.08.2015, Meret Oppenheim-

Str. 62, Basel, wurde bestattet.

Oertle-Stamm, Elisabeth, von Basel/BS, 30.04.1924–06.08.2015, Zürcherstr. 143, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Rickenmann-Molin, Rosemarie, von Horb/TG, 02.01.1929–31.07.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Schlenker, Lukas, von Basel/BS, 24.04.1962–27.07.2015, Rheinsprung 18, Basel, wurde bestattet.

Sidler, Silvia, von Kißnacht/SZ, 20.05.1943–01.08.2015, Zwingenstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Steiner-Jakob, Fritz, von Lotzwil/BE, 07.06.1923–06.07.2015, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Streit, Oskar, von Basel/BS, 14.04.1928–31.07.2015, Malzgasse 14, Basel, Trauerfeier: Freitag, 14.08., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Studer-Gerlach, Karl Theodor, von Schüpfheim/LU, 28.03.1937–29.07.2015, Sierenzerstr. 71, Basel, wurde bestattet.

Sucker-Rassau, Heinz Balthasar, von Deutschland, 08.02.1928–17.07.2015, Bernerring 70, Basel, wurde bestattet.

Sutter-Traber, Anna Paulina, von Basel/BS, 25.07.1918–03.08.2015, Eimeldingerweg 35, Basel, wurde bestattet.

Thomann-Florin, Berta, von Muttet/GR, Klosters-Serneus/GR, 19.03.1933–10.08.2015, Dorfstr. 38, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 19.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Völker-Liretti, Elvina, von Basel/BS, 17.05.1919–19.07.2015, Mühlhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Völlmy-Meier, Elisabeth Charlotte, von Basel/BS, 17.12.1923–08.08.2015, Beim Wasserturm 11, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 19.08., 15.00 Uhr, Tituskirche.

Wagner, Manfred Alois, von Basel/BS, 15.02.1935–19.07.2015, Bruderholzallee 172, Basel, wurde bestattet.

Widmer, Urs, von Mosnang/SG, 02.11.1959–01.08.2015, Laufenstr. 26, Basel, Trauerfeier: Freitag, 14.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zeltner-Fietta, Bruno, von Basel/BS, 21.01.1929–26.07.2015, Prattelerstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Zschokke-Gränacher, Andres, von Aarau/AG, 09.06.1930–31.07.2015, Unterer Rheinweg 22, Basel, wurde bestattet.

Zwahlen, Margarethe, von Guggisberg/BE, 30.01.1924–03.08.2015, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Zwahlen, Martha, von Guggisberg/BE, 11.07.1924–18.06.2015, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Eichenberger-Kaupp, Lilly, von Beinwil am See/AG, 13.06.1932–08.08.2015, Am Stausee 30, Birsfelden, Abdankung: Dienstag, 18.08., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Siegrist-Plattner, Margrit, von Basel/BS, 20.03.1935–08.08.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung: Freitag, 14.08., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Stämpfli-Zeyer, Fredy, von Sempach/LU, Luzern/LU, 20.04.1932–11.08.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung: Dienstag, 25.08., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Lausen

Geiser-Zwicky, Rita Christine, von Langenthal/BE, 01.09.1955–06.08.2015, Wannenstr. 18, Lausen, Abdankungsfeier: Freitag, 14.08., 14.00 Uhr, ref. Kirche Lausen.

Münchenstein

Lang-Tölle, Anna, von Baden/AG, 02.10.1923–06.08.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein,

Abschied im Familienkreis.

Muttenz

Brüderlin-Hossdorf, Maria Erika (Mia), von Muttenz/BL, Liestal/BL, 11.12.1923–10.08.2015, Rebgassee 41, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 18.08., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz. Bestattung im engsten Familienkreis.

Täschler-Settelen, Rosemarie, von St. Gallen/SG, Waldkirch-Bernhardzell/SG, Basel/BS, 15.06.1926–05.08.2015, (mit Aufenthalt in der Seniorenresidenz Südpark, Basel), Muttenz, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 14.08., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Trachsel-Egloff, Marie Hedwig «Heidi», von Luzern/LU, Rüeggisberg/BE, 05.11.1924–11.08.2015, Tramstr. 83, APH zum Park, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Mauch-Bielser, Hedwig, von Pratteln/BL, 10.05.1927–09.08.2015, Oberfeldstr. 20, Pratteln, Abdankung: Dienstag, 18.08., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Blößen, Abdankungskapelle.

Studer, Werner, von Gondiswil/BE, 12.04.1942–18.07.2015, St. Albanstr. 9, Pratteln, wurde bestattet.

Reinach

Garcia Aragon, Juana, von Spanien, 21.06.1965–04.08.2015, Habshagstr. 38, Reinach, wurde beige-
setzt.

Glutz von Blotzheim, Bernhard, von Solothurn/SO, 29.03.1939–07.08.2015, Brunnengasse 28, Reinach, Trauerfeier und Erdbestattung im engsten Familienkreis.

Ryter-Dietsche, Uschi, von Basel/BS, Kandergrund/BE, 08.09.1937–04.08.2015, Juraweg 22, Reinach, wurde beige-
setzt.

Schauffert, Karl, von Olsberg/BL, 14.02.1926–07.08.2015, (Aufenthalt im Alterszentrum Im Brühl, Aesch), Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Riehen

Anner-Esther, George, von Baden/AG, 25.01.1917–07.08.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Brogie-Köchli, Liselotte, von Riehen/BS, Basel/BS, 08.10.1930–05.08.2015, Wasserstelzenweg 52, Riehen, wurde bestattet.

Bürgin-Steffen, Yvonne, von Basel/BS, Rothenfluh/BL, 15.05.1948–01.08.2015, Bäumlihofstr. 447, Riehen, wurde bestattet.

Häberli-Seifert, Elsa, von Riehen/BS, Basel/BS, 13.06.1920–25.07.2015, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

Herzog-Geissbühler, Madeleine, von Basel/BS, 07.03.1925–09.08.2015, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, Trauerfeier: Montag, 17.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Mlodzik-Jelinek, Otakar Ferdinand, von Riehen/BS, 11.09.1935–30.07.2015, Bahnhofstr. 23, Riehen, wurde bestattet.

van Erlach-Keiser, Henry Morgan, von Riehen/BS, 02.03.1925–04.08.2015, Inzlingerstr. 77, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen



Seit Ljudmila Milewitsch Polizistin ist, sind die Notrufe massiv gestiegen.

FOTO: N-OST

Ukraine

Die Regierung kämpft mit sexy Beamten gegen das schlechte Image der Polizei.

Die schöne neue Polizei von Kiew

von Simone Brunner (n-ost)

Wenn Ljudmila in ihrer Uniform durch die Strassen Kiews geht, wird sie ständig angehalten. «Darf ich ein Foto mit Ihnen machen?», fragt ein junger Mann. «Natürlich!», strahlt Ljudmila und streicht ihre langen, schwarzen Haare über der Uniform glatt. Knips.

Ljudmila Milewitsch, braun gebrannt, schlank, perfekter Lidstrich, ist 27 Jahre alt. Am 4. Juli wurde sie gemeinsam mit 2000 anderen zur neuen Kiewer Strassenpolizei vereidigt. «Wir haben keine Erfahrung, aber den absoluten Willen, etwas zu verändern», sagt Ljudmila, die zuvor in der juristischen Abteilung einer Bank gearbeitet hat. «Ich möchte bei den Ersten sein, die versuchen, den Staat neu aufzubauen.»

Alles neu – das ist das Motto der neuen Kiewer Polizei: Neue Uniform, neue Autos, neues Personal. Für die Stellen wurden nur Anwärter zwischen 21 und 35 Jahren angenommen. Jeder vierte Polizist ist eine Frau. Hiessen die Einsatzkräfte bis zuletzt in sowje-

tischer Tradition «Miliz» (milizija), so wurden sie jetzt in «Polizei» (polizija) umbenannt.

In Kiew werden die neuen Polizisten wie Popstars gefeiert. Auch in den sozialen Medien sorgen die neuen «Cops» für Furore: Passanten machen Selfies mit den neuen Polizisten. Auf Twitter gibt es schon Tausende Einträge unter dem Hashtag #Kyivpolice. Auch Buzzfeed titelte zuletzt zu den «neuen heissen Polizisten von Kiew», während der russische Auslandssender RT über die neue Einheit ätzte: «Zieht die «Police Academy» jetzt etwa in die Ukraine?»

Stolz auf die Uniform

«Ihr werdet eure Gesundheit und sogar euer Leben riskieren, aber die wirkliche Gefahr ist nicht dort, wo Kugeln fliegen, sondern wo Banknoten rascheln», sagte der Präsident Petro Poroschenko bei der Vereidigung. Die Exekutive gilt in der Ukraine als besonders korrupt. Bei einem Durchschnittsgehalt von 2500 Hrywnja (rund 110 Euro) war es üblich, zumindest

mit Bestechungsgeldern ein finanzielles Auskommen zu finden. Für die neue Kiewer Polizei wurden die Gehälter auf 8000 bis 10000 Hrywnja (350 bis 435 Euro) erhöht. «Ihr seid das lebendige Beispiel dafür, dass es in unserem Land fundamentale Veränderungen gibt», so Poroschenko weiter.

Laut einer aktuellen Umfrage glauben nur zwölf Prozent der Ukrainer daran, dass wirklich Reformen durchgeführt werden. Dass die Kiewer derart euphorisch auf die neue Polizei reagierten, sei da nur verständlich, so der Politologe Wladimir Fesenko: «Das ist schlicht die erfolgreichste Reform der Regierung, die zugleich auch für die einfachen Bürger am sichtbarsten ist.»

Die stellvertretende Innenministerin Ekaterina Sguladse hat die Polizei innerhalb von sechs Monaten auf die Beine gestellt. Sguladse ist Georgierin und hat dort bereits unter der Präsidentschaft von Micheil Saakaschwili eine viel gelobte Polizeireform verantwortet. «Wir sehen schon einen deutlichen Anstieg des Vertrauens», sagt Sguladse. So hätten etwa die Notrufe schon um das Sechsfache zugenommen. Zuletzt haben vor allem die Ereignisse am Maidan die Kluft zwischen Bevölkerung und der Exekutive noch weiter vertieft, als sich Demonstranten und Polizisten monatelang gegenüberstanden. «Wir müssen den Leuten in Uniformen wieder ihren Stolz zurückgeben», sagt Sguladse.

Konstant überwacht

Stolz und Respekt bedeuten für die Polizisten derweil aber vor allem eines: Überwachung. So wird jeder Polizist über eine Kamera auf der Brust ständig gefilmt. Der Standort jedes Polizeiautos wird über GPS kontrolliert, Tablets speichern zusätzliche Informationen.

«Natürlich haben die Leute versucht, mir Bestechungsgelder zuzustecken», räumt Ljudmila ein. «Aber dann weise ich sie darauf hin, dass ich eine Kamera habe und sie damit gegen ein Gesetz verstossen.» Wie es sich anfühlt, im Job ständig beobachtet zu werden? Ljudmila winkt ab. «Das fällt mir gar nicht mehr auf. Und genau genommen ist es zu meinem eigenen Schutz, wie auch zum Schutz der Bürger.»

Mehr als über die Überwachung wurde über die Kosten diskutiert, sagt Sguladse: «Es gab Kritik daran, dass wir uns diese Instrumente mitten in einer finanziellen Krise leisten. Das sind aber keine Spielzeuge, sondern wichtige Investments, die wir brauchen, um einen neuen Standard aufzubauen.» Die Polizeireform wurde von internationalen Geldgebern wie etwa der US-Regierung (15 Millionen Dollar) oder der kanadischen Regierung (fünf Millionen kanadische Dollar) unterstützt.

Die neue «polizija» soll zum Vorbild für die gesamte Ukraine werden. Neue Einheiten werden derzeit in Odessa, in Lwiw, in Charkiw, in Uschhorod und Mykolajiw aufgestellt. «Wir brauchen ein starkes Beispiel, um zu zeigen, dass wir die alten Probleme bewältigen können», sagt Sguladse.

tageswoche.ch/+gxhe8

×

Das Briefing der NZZ wurde innert Kürze zum Hit. Die kleinen Bulletins bieten für Verleger grosse Chancen.

Die News, jetzt in nützlich

von Michaël Jarjour

Am frühen Morgen des 12. Mai sass Florian Steglich in seinem Büro in der Falkenstrasse in Zürich und wartete auf Tweets. Der Leiter der Entwicklungsredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» hatte an diesem Morgen ein neues, unscheinbares Produkt veröffentlicht, das an diesem Tag erstmals auf die Leserschaft losgelassen wurde.

Und die liebte es. Über 80 Prozent haben dem Briefing (www.nzz.ch/briefing) in einer Nutzerbefragung der NZZ 4 oder 5 von 5 Punkten gegeben. Rund 2500 Leser seien befragt worden, sagt Steglich.

Für die NZZ war es ein Schritt in eine neue Produkte-Kategorie, die sich derzeit bei Qualitätsmedien zum Standard mauert: das Briefing. Die News, streng kuratiert und zusammengefasst von vertrauten News-Marken. Bei der NZZ sind es jeweils vier, fünf, manchmal sechs Meldungen auf wenigen Zeilen. Jeden Morgen neu, dann ständig aktualisiert bis Mitternacht.

Keine drei Monate nach dem Launch erhält das Briefing der NZZ nun eine Auffrischung. Ein neues, stark entschlacktes Design, einen neuen, festen Platz auf der Startseite, den Apps und dem Newsletter, einem der wichtigsten Traffic-Generatoren des Hauses. «Ganz im Zentrum», sagt Steglich, «steht die Nützlichkeit.»

Der Schritt aufs mobile Endgerät

So denkt man nicht nur an der Falkenstrasse. Einige der grössten News-Marken weltweit setzen auf die Informationsbulletins fürs Smartphone, um sich in der neuen, mobilen NewsWelt zu positionieren. Denn auf Smartphones sind die Medienhäuser im Hintertreffen. Für jeden Menschen, der nach dem Aufstehen eine News-Seite ansurft, öffnen dreierstmal eine Social-Media-App. Hier hinken News-Apps stark hinterher, liess das Pew-Forschungszentrum kürzlich wissen.

Genau in dieser Umgebung ist das NZZ-Briefing besonders beliebt: 75 Prozent der Leserschaft schauen sich das NZZ-Briefing auf ihrem Smartphone oder einem ande-

ren mobilen Gerät an. 50000 täglich, sagt Steglich. Sie sehen die kurzen Meldungen im täglichen Newsletter der NZZ, auf der Website oder in den Apps des Hauses.

Die NZZ setzt auf Ruhe in der Informationsflut – mit seit Jahrzehnten bewährten Mitteln: ein nüchterner Ton, eine hohe Relevanzschwelle. Werte, die in der digitalen Welt wichtiger wurden, sagt Tom Standage, Leiter Digital bei der Zeitschrift «Economist». «Der Aufstieg des Internets ist das Beste, was uns passieren konnte», findet er. «Mit Briefings können vertrauenswürdige News-Marken im Internet eine einzigartige Rolle spielen. Je mehr Twitter auf Live-Events und eine Echtzeit-Sicht der Dinge setzt, desto mehr nehmen wir einen Schritt zurück.»

Die NZZ setzt auf Ruhe in der Informationsflut: nüchterner Ton, hohe Relevanzschwelle. Werte, die in der digitalen Welt wichtiger wurden.

Statt den rohen Strömen an wichtigen und unwichtigen News von einer Reihe von Quellen auf Facebook und Twitter bieten Verlage polierte, verdaubare News-Produkte. Die meisten dieser Bulletins enden explizit mit einem «Das wars.»

Bei Twitter hingegen wars das nie. «Ich liebe Twitter, aber damit wird man nie fertig», sagt Tom Standage, der mit «Economist Espresso» einen Meilenstein gesetzt hat. Die App liefert Nutzern eine tägliche Mini-Ausgabe des «Economist» und soll Leser auf die wichtigsten Themen des Tages vorbereiten. Der «Economist» ist damit so weit gegangen wie kaum ein anderes der Beispiele: fünf bis sechs Meldungen, keine Links – und kostenpflichtig für Nicht-Abonnenten.

Wie der «Economist» gehen auch andere grosse News-Marken weiter als die NZZ und bauen polierte Bulletin-Erlebnisse für das Smartphone. Kürzlich hat «Buzzfeed» im Bemühen um mehr journalistische Glaubwürdigkeit eine neue App präsentiert. Sie funktioniert wie ein ständig aktualisiertes Briefing. Als Erstes sehen Leserinnen drei Top-Themen, danach die wichtigsten Geschichten mit Kurzbeschreibungen und Hintergrund auf einer Seite. Wer mehr will, kann tippen. Doch wer keine Zeit hat, ist dennoch informiert.

Das Problem bleibt: Wie Geld machen?

Ähnlich hat die «New York Times» ihre «NYT Now»-App umgebaut, nachdem diese als «Best of»-Produkt gescheitert war. Nutzer sehen auf einer Seite die wichtigsten Stories, jede zusammengefasst mit zwei Kern-Informationen. Auch hier kann, wer mehr will, tippen und erhält die ganze Story. Das «Wall Street Journal» bringt bald die Rubrik «What's News», ein Briefing, als App auf den Markt.

Während diese Verlage erst starten, denkt Tom Standage bereits über mögliche Weiterentwicklungen von «Espresso» nach. Durch eine Ergänzung um eine Abendausgabe etwa. Oder durch die Integration von Audio-Inhalten. Im November, wenn die App ein Jahr alt wird, dürfte es dazu Neuigkeiten geben. Doch ein Problem der Medienbranche lösen auch die Briefings noch nicht: Wie Geld machen?

«Economist» und «Financial Times» («Fast FT») stellen die Briefings für bestehende Leser her, die bezahlen. Die «New York Times» tut es kostenlos. Und auch bei der NZZ übt man sich erst mal in Zurückhaltung. Man habe sich überlegt, für das Briefing Geld zu verlangen, die Idee aber verworfen. Man habe sich auch überlegt, sie in mobilen Apps ins Zentrum zu stellen – doch da sei ohnehin eine Renovation nötig, weswegen dieser Plan erst einmal auf Eis liegt.

Der tägliche Kontakt zu den Lesern

Mit relativ wenig Aufwand funktioniert das Format als Multifunktionswaffe in der mobilen Welt. Das Briefing passt perfekt in den erfolgreichen täglichen Newsletter, auf den sozialen Kanälen und der Website. «Es erlaubt uns, in täglichem Kontakt mit unseren sehr treuen Lesern zu bleiben», sagt Steglich. «Man weiss, dass Leute zwar viele Apps nutzen, aber nur eine bis zwei News-Apps.»

Das Briefing der NZZ ist noch ziemlich jung und muss zuerst noch beweisen, dass es zur Spitze der europäischen Digitalangebote zählt. Denn das ist schliesslich das erklärte Ziel von Steglichs neuer Chefin, Anita Zielina, wie sie vor ein paar Monat im Interview mit der TagesWoche sagte. Für den «Economist» ist die Rechnung bereits aufgegangen, sagt Tom Standage. «Mit «Espresso» konnten wir zeigen, dass auch eine alte Organisation wie wir denken kann wie ein Start-up.»

tageswoche.ch/+but5w

x

Im Kino retten Superhelden wie die «Fantastic Four» am Laufmeter die Erde. Hinter den Kulissen aber tobt ein ganz anderer Krieg: jener um die Rechte an den Figuren.

Die Schlacht um die Lizenzen

Da ist nichts mehr zu retten: Die «Fantastic Four» gehen filmisch auf allen Vieren.

FOTO: © TWENTIETH CENTURY FOX



von Karen N. Gerig

Seit einem guten Jahrzehnt kreiert der Comic-Konzern Marvel ein Superhelden-Universum für Film-freaks. Darin tummeln sich Götter wie Thor, Mutanten wie die X-Men, genetisch veränderte Menschen wie Spider-Man oder Technikfreaks wie Iron Man – immer mit dem Ziel, die Erde zu retten. Nur einen Krieg können sie nicht beenden: jenen um die Lizenz-Rechte, der in der

realen Welt tobt. Jüngstes Beispiel dafür ist «Fantastic Four», der diese Woche in den Schweizer Kinos anläuft.

Marvel ist einer der grössten Player auf dem internationalen Comic-Markt. 1939 als Timely Verlag gegründet, wurden unter diesem Label einige der bekanntesten Comic-Helden geschaffen. Als Erster gilt Captain America, der als Super-Patriot im Zweiten Weltkrieg den amerikanischen Helden schlechthin verkörperte. Der bekannteste Marvel-Held hingegen ist Spider-Man.

Der Comic-Markt erlebte im 20. Jahrhundert Höhen und Tiefen. Auch Marvel folgte der Kurve, konnte sich aber mehr oder weniger immer behaupten. Bis in die 1990er-Jahre: Anfang des Jahrzehnts wurden viele neue Comic-Verlage gegründet, die Verkaufszahlen für Comics waren so hoch wie nie. Spezialausgaben fluteten den Markt, und Comics wurden zu Wertanlagen. Die Spekulationsblase platzte aber noch vor der Jahrtausendwende. Und Marvel stand wie andere vor dem Bankrott.

So unübersichtlich die Überschneidungen im Marvel-Universum sind, so vielfältig sind auch die Lizenznehmer.

GRAFIK: NILS FISCH



Captain America



Thor



Ghost Rider



Hulk



Iron Man



Black Widow



Hawkeye



Elektra



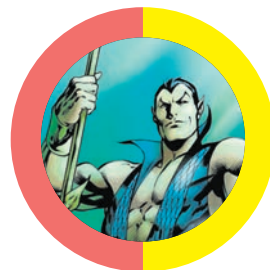
Guardians of the Galaxy



Ant-Man



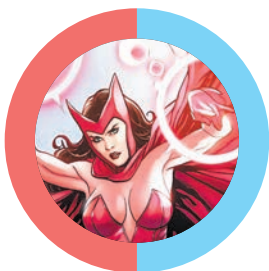
Daredevil



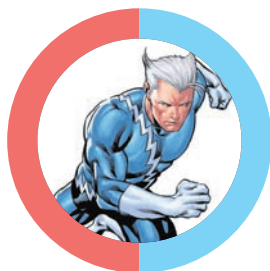
Namor



Spider-Man



Scarlet Witch



Quicksilver



Fantastic Four



Wolverine



X-Men



Silver Surfer



Um das Unternehmen zu retten, zu dem neben dem Comic-Verlag unter anderem auch Filmstudios und eine TV-Abteilung gehörten, gründete man 1998 einerseits die «Marvel Enterprises» (ab 2005 Marvel Entertainment). Andererseits verkaufte man die Filmrechte an diversen Marvel-Figuren an Filmstudios wie 20th Century Fox, Universal Pictures, Paramount Pictures oder Sony Pictures.

Verscherbeltes Tafelsilber

Sony-Studios erwarben so die Rechte an Spider-Man, was sich als lukratives Geschäft entpuppte: Der Spinnenmann entwickelte sich seither zu ihrer lukrativsten Franchise. 20th Century Fox wiederum sicherte sich die Lizenzen für die Marvelsche «Ur-Familie», die Fantastic Four, sowie für die Mutantengruppe der X-Men, deren Storys das Studio seit dem Jahr 2000 kontinuierlich und erfolgreich verfilmt.

Für Marvel, das mit den Marvel Studios über ein eigenes Filmstudio verfügt, ist das natürlich ärgerlich. Denn schliesslich geht es um viel Geld, wie ein Blick auf die Einspielergebnisse der Marvel-Produktionen zeigt. Alleine die beiden Avengers-Filme «Marvel's The Avengers» und «Avengers: Age of Ultron» haben zusammen knapp drei Milliarden Dollar eingespielt.

Sony wiederum erzielte die grössten Erfolge mit den Spider-Man-Filmen (mit Tobey Maguire), die es ebenfalls auf 2,5 Milliarden bringen. Auch die ersten zwei Filme der neuen «Amazing Spider-Man»-Serie sind mit 1,5 Milliarden sehr gut im Rennen.

Kein Wunder, hätte Marvel sein berühmtestes Tierchen gerne wieder unter dem eigenen Dach. Bislang jedoch blieb jedes Gesuch an den Hollywood-Ableger des japanischen Elektronik Konzerns erfolglos.

Marvels Ziel ist es, sein Comic-Universum mit allen Parallelwelten wieder zu vereinen.

Diverse andere Lizenzen hingegen konnte Marvel, das 2009 Teil des Imperiums der Walt Disney Company wurde, über die Jahre zurückkaufen. Dabei geholfen hat auch ein kleiner, aber bedeutender Vertragszusatz beim Verkauf der Lizenzen. Dieser sorgt dafür, dass die Rechte an Marvel zurückfallen, wenn sie nicht innerhalb einer bestimmten Frist verwendet werden. So geschah es bei Daredevil, der zuletzt 2005 in einem 20th-Century-Fox-Film («Elektra») auftauchte. Die Rechte an der Figur fielen 2012 an Marvel zurück, welches so 2015 mit Netflix zusammen eine erfolgreiche und sehenswerte TV-Serie produzieren konnte.

Möglicherweise ist genau dieser Vertragszusatz der Grund dafür, dass nun ein Fantastic-Four-Film in die Kinos kommt. Denn es ist ein erklärtes Ziel des Unternehmens Marvel, dass sein Comic-Universum

mit all den Parallelwelten und Überschneidungen auch auf der Leinwand wieder eins wird. Und zu diesem würden neben Sonys Spider-Man auch die Fantastic Four sowie die X-Men gehören, deren Rechte aktuell bei 20th Century Fox liegen. Dass sie diese freiwillig abgeben, scheint ausgeschlossen.

Immerhin, so hört man, scheint zumindest mit Sony nun eine Annäherung möglich: Vor wenigen Monaten wurde bekannt, dass Spider-Man im künftigen Captain-America-Film «Civil War» eine Rolle spielen darf. Sprich: Die Rechte für die Figur bleiben zwar bei Sony und damit auch die Solo-Filmreihe des Spinnenmannes, doch Marvel darf die Figur verwenden. Man denke sogar darüber nach, die filmische Zukunft des Spinnenmannes zusammen zu entwickeln.

Im Falle der 20th-Century-Fox-Lizenzen gestaltet sich eine Wiedereingliederung nicht so einfach: Was die Mutanten-Gruppe um Professor Xavier angeht, so verspürt das Studio keinerlei finanziellen Druck, diese loszuwerden. Denn die Filme inklusive der Wolverine-Ableger kommen beim Publikum gut an, und gleich zwei weitere Filme aus der Reihe sollen 2016 in die Kinos kommen («X-Men: Apocalypse» und «X-Men Origins: Deadpool»). Vor allem Ersterer wird von den Fans heiss erwartet.

Billiger Touch

Zwei Fantastic-Four-Filme blieben in den Jahren 2005 und 2007 hinter den Erwartungen zurück, man begrub Pläne für weitere Fortsetzungen. Nun wagt Fox einen Neustart mit neuer Crew. Doch bereits beim Dreh zeigten sich Schwierigkeiten, und es kam zu Verzögerungen. Regisseur Josh Trank und das Studio seien immer wieder aneinandergeraten – schon vor und auch noch nach Drehschluss, weshalb manche Szenen nachgedreht werden mussten.

Zu retten war da nichts mehr: Auch die zweite Film-Auflage der «Fantastic Four» reisst keinen vom Hocker. Der Spannungsbogen fehlt, Humor und Action halten sich in Grenzen, die junge Schauspieler-Crew bleibt blass, und die nachgedrehten Szenen sind an der Perücke von Hauptdarstellerin Kate Mara (zu) deutlich erkennbar, was dem Film einen gar billigen Touch verleiht. Am Eröffnungswochenende in den USA startete der Film auch prompt schlecht und blieb weit hinter «Ant-Man» zurück, der aktuell für die Marvel Studios im Superhelden-Kinorennen antritt.

Trotz all der Differenzen zwischen Regisseur und Studio diskutierte man aber nie, den Film komplett auf Eis zu legen. Ein Grund dafür könnte wie erwähnt der kleine, aber bedeutende Vertragszusatz sein. Denn noch weitere Lizenzen zu verlieren, das will man bei 20th Century Fox sicher verhindern. Wahrscheinlich wird darum wohl auch ein weiterer Fantastic-Four-Film gedreht werden – selbst wenn der aktuelle floppt.

Marvel muss also noch weiter auf die Komplettierung seines Universums warten. tageswoche.ch/+rggws

Rheinschwimmen



Dr Bach ab

Am Dienstag, 18. August, ist es wieder so weit: Das traditionelle Basler Rheinschwimmen findet statt. Entlang des Rheinbords auf Kleinbasler Seite säumen Glacé- und Erfrischungsstände den Weg. 2015 jährt sich der Anlass zum 35. Mal. Ein Tag, an dem die ganze Stadt zusammenkommt, um ihren Fluss zu feiern. Das Rheinschwimmen findet nur bei schönem Wetter statt. Ausweichtermin ist der 25. August 2015. x

Dienstag, 18. August, 18 Uhr.
Startpunkt: Schaffhauser Rheinweg 93.

Pyjamaparty Nachts im Museum

Was für ein Gefühl muss das sein, im Museum zu übernachten? Inmitten von ausgestopften Tieren und alten Skeletten im Schlafsack zu liegen? Das Naturhistorische Museum bietet Kindern die Möglichkeit, eine Nacht im Museum zu verbringen. Eine Mischung aus Pyjamaparty und nächtlicher Führung. Nur für ganz Mutige! x

14. – 15. August, 19 – 9 Uhr.
Naturhistorisches Museum,
Augustinerstrasse 2.
• www.nmb.bs.ch

Ausgehen

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert und nach Sparten aufgelistet.

Mark Lanegan ist einer der ganz grossen Rock- und Americana-Sänger. Und ein Wandler zwischen Tradition und Technik.

Blues mit Beats

von Andreas Schneitter

Da, wo Mark Lanegan herkommt, liegt im Westen das Meer, im Norden Kanada, im Osten die Wüste, und im Süden findet man die Bäume, die den halben Staat bedecken. Darum nennt man Washington den immergrünen Staat. Und wo Bäume in die Höhe wachsen, werfen sie Schatten.

Dort wandelt Lanegan, und aus dem Schatten singt dieser 50-jährige Barde der Gothic Americana sein Leben lang. 17 Jahre donnerte und klagte er mit den Screaming Trees gegen Schmerz und Betäubung an, vor allem gegen seine eigene, die ihn, den langjährigen Heroin-Abhängigen, sein halbes Leben marterte. Die Screaming Trees hatten jener Rockmusik namens Grunge, die wie keine andere zuvor in die Seelen junger Männer schaute, viel zu geben und erhielten nur wenig Dank und Ruhm dafür.

Open Air Basel

Das Festival-Programm, das Sandro Bernasconi mit Kasernen-Kompagnon Linus Munz zusammengestellt hat, vereint Coolness mit Kultfaktor: Mit Mark Lanegan und der deutschen Band The Notwist präsentiert das Open Air Basel gleich zwei Klassiker der Indierockszenen, die sich nie vom Mainstream vereinnahmen liessen. Sie garantieren Kultfaktor und treue Fangemeinden, was auf der Affiche mit Hipster-tauglicher Gegenwart kombiniert wird: Sohn etwa, das elektronisch fokussierte Projekt des britisch-österreichischen Musikers Christopher Taylor, hört sich im Studioformat sehr interessant an. Wie er seine Tracks im Trio auf die Open-Air-Bühne überführen wird, darauf darf man gespannt sein. Gleiches gilt für Maribou State und Michael Kiwanuka (der Soulast im Programm). Für eine gute Party sollen Little Dragon sorgen. Die Formation aus Schweden knüpft an die Tradition von Roisin Murphy (Moloko) an und kombiniert Elektropop mit expressivem weiblichem Gesang (Yukimi Nagano). *Marc Krebs*

Auf der Grunge-Welle ritten andere davon, allen voran Nirvana. Mit deren Sänger Kurt Cobain nahm Lanegan einst eine Platte auf oder zumindest ein Demo, gewidmet den Liedern des Sängers Leadbelly aus den frühen Tagen des Blues. Das Demo ist verschollen, dass sich die befreundeten Sänger 1989 ausgerechnet Leadbelly als Ikone aussuchten, wirft jedoch ein Licht voraus auf die späteren Karrieren. Cobain coverte den Leadbelly-Klassiker «Where Did You Sleep Last Night» beim MTV-Unplugged-Auftritt, für Lanegan sollte der Fundus der Americana über die Jahre immer grössere Bedeutung erhalten.

Lanegans Stimme, die nach einem Wiedergänger der späten Leonard Cohen und Johnny Cash klingt, reibt sich genussvoll an simplen Beats.

Nach dem Ende der Screaming Trees, deren eigenwilliger Mix aus grobem Rock, New Wave und dem Flair für Psychedelia nie vollends in einem Subgenre des Alternative Rock der Neunziger durchzustarten vermochte, verdingte sich Lanegan jahrelang als Handelsreisender seiner Stimme. Und hatte es Josh Homme, früherer Tourmusiker bei den Screaming Trees und seither Dompteur der Queens Of The Stone Age, zu verdanken, dass er auch in dürren Jahren einen Brotjob hatte. Lanegan tauchte fünf Jahre lang sowohl im Studio wie auf der Bühne regelmässig bei den Queens Of The Stone Age auf, eine Phase, in der nicht nur seine Stimme weiter reifte und jenen starken tiefen Ausdruck fand, die sie noch heute edelt. Auch sein Name wurde dank dem Erfolg der Queens einer breiteren Öffentlichkeit bekannt.

Eine Folge davon war das drei Alben dauernde Duett mit Isobel Campbell, der früheren Sängerin der schottischen Belle & Sebastian. Campbell schickte ihm aus Glasgow einfache, traurige Lieder, mit staubi-

ger Perkussion und verhangenen Folk-gitarren über den Ozean. Mark Lanegans Stimme fegte über das trockene Beet wie der heisse, knisternde Wüstenwind Scirocco über karge Erde.

Die Zusammenarbeit mit Campbell schärfte das Profil Lanegans als Americana-Sänger, nicht nur dank der dürren Instrumentierung, die Raum liess für sein Geknurre und Gegrante, sondern sie forderte den Sänger auch als Texter. Lanegan trat hier als Umhertreibender auf, der sich an der Welt und erst recht an den Frauen aufreißt, und näherte sich damit wie schon auf seinen Soloalben der mythenreichen Texttradition des Americana.

«Blues Funeral», 2012 sein erstes Soloalbum nach acht Jahren, glühte vor dunklen Halluzinationen, durch die dunkle Bässe und der spröde Bariton raunten, und Lanegan entpuppte sich hier ganz als fiebriger Prophet. Vom tiefen Fluss Jordan singt er mit reichlich Staub auf der Lunge, schwerer Regen fällt in seinen Texten, der Totengräber schaufelt, das «Muddy Water» des Mississippi, die mythenumrankte Naturgewalt der amerikanischen Landnahme, ist blutdurchtränkt und wird zum nassen Grab des Sängers. Und am Ende lauert das alttestamentarische Monster Leviathan in den tiefen Wassern.

Bibeltexte zu New-Wave-Sounds

Traditionstreu von Bibel und Tod handelten seine immer dunkler und kälter werdenden Songs. Die auffälligste Neuerung, die Lanegan mit «Blues Funeral» seiner Musik zumutete, war ästhetischer Art: der Drumcomputer. Er habe begonnen, Songs am Keyboard zu schreiben, sagte er damals in Interviews, und habe zudem viel Kraftwerk gehört.

Nach Krautrock klingt sein Elektropop noch nicht, aber auf jeden Fall nach einer Form von Americana, die sich auch Lanegans zweite Einflusssphäre einverleibt: der kühle New Wave und die Melancholie von New Romantic, die den Sound der frühen Achtziger prägten, deren Kind Lanegan ist. Wohin das führt, kann man auf «Phantom Radio», einer seiner aktuellsten Platten, nachhören: Die Drumparts schrieb er mit der App «FunkBox» auf seinem iPhone und fügte Stück für Stück die Synthesizer-Spuren und erst danach die Gitarren hinzu.

Do-it-yourself mit den Mitteln des 21. Jahrhunderts, ist man versucht zu sagen, und damit gedanklich nicht weit weg von der Handlungsmaxime von Punk und Grunge, mit billigsten Mitteln einen Sound zu schaffen. Und die Stimme, die immer mehr nach einem Wiedergänger der späten Leonard Cohen und Johnny Cash klingt, reibt sich umso genussvoller an den simplen Beats. Blues, zu dem man tanzen kann – Lanegan machts möglich.

tageswoche.ch/+esu7g

×

Mark Lanegan Band live: Open Air Basel, Kasernenareal, Freitag, 14. August, 18.45 Uhr.



Lebenslanges Singen aus dem Schatten heraus: Mark Lanegan.

FOTO: GULLICK

Kinoprogramm

Basel und Region 14. bis 20. August

ANZEIGEN



MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FR, 14. AUGUST | FILM: 20.30 UHR (Edf)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 20.00 UHR



TICKETS: CHF 89.- PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN

pathe.ch/basel

BASEL Steinvorstadt 36
CAPITOL kitag.com

- **MINIONS** [6/4 J]
14.30/17.30/20.30^{E/d/f}
- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
14.30/17.30/20.30^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **KULT.KINO ATELIER 1 UND 2 BIS ENDE AUGUST WEGEN UMBBAUS GESCHLOSSEN**
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
16.45/19.30/21.15^{Ov/d/f}
- **AMY** [10/8 J]
17.00/21.00^{E/d}
- **LA RANÇON DE LA GLOIRE** [10/8 J]
18.30^{F/d}
- **SONG FROM THE FOREST** [0/0 J]
SO: 14.45^{Ov/d}
- **ICH SEH ICH SEH** [16/14 J]
SO: 15.00^D

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LIGHTS** [8/6 J]
15.15/19.00^D
- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
16.00^{F/d}
- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
17.00/20.45^{Sp/d/f}
- **L'HOMME QU'ON AIMAIT TROP** [16/14 J]
18.15^{F/d}
- **ANIME NERE** [16/14 J]
20.30-SO: 13.30^{V/d}
- **MEN & CHICKEN** [14/12 J]
SO: 13.15^{Dan/d/f}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SILO-OPEN-AIR BIS 14.08.2015**

PATHE KÜCHLIN

Steinvorstadt 55 pathe.ch

- **TRAINWRECK - DATING QUEEN** [14/12 J]
12.45-
FR: 15.20/17.50/23.20
SA/SO: 10.00-SA-MI: 15.30
SA/MO/MI: 20.45-SO/DI: 18.10
DI: 20.15^D
FR: 20.30-SA/MO/MI: 18.10
SA: 23.20-SO/DI: 20.45^{E/d/f}
- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
13.00-FR/DI: 20.30
SA/MI: 18.00^D
SO: 20.30-MO: 18.00^{E/d/f}
- **MINIONS** [6/4 J]
FR-SO/MI: 13.00^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 11.00/15.45^D
- **ANT-MAN - 3D** [10/8 J]
13.15-FR/DI: 20.45
SA/MI: 18.15^D
SO: 20.45-MO: 18.15^{E/d/f}
- **FANTASTIC FOUR** [10/8 J]
13.30/15.45-FR/SO/DI: 18.00
FR: 22.30-SA: 11.15
SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15
SA/MO/MI: 18.00-SA: 22.30
SO: 11.15^{E/d/f}
- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
FR/SO/DI: 13.30/17.45
FR/SO: 19.30-FR/SA: 23.15
SA: 10.30
SA/MO/MI: 14.45/16.30/20.30
SO: 11.45^D
FR/SO/DI: 14.45/16.30/20.30
FR/SA: 22.15-SA: 11.45
SA/MO/MI: 13.30/17.45/19.30
SO: 10.30^{E/d/f}
- **DER KLEINE RABE SOCKE - DAS GROSSE RENNEN** [0/0 J]
FR-SO/MI: 13.45^D
- **CODENAME U.N.C.L.E.** [12/10 J]
FR-SO/MI: 15.00-FR/SO: 17.30
FR: 22.30-SA/MI: 20.00
SO: 10.30-MO/DI: 13.00/15.30
MO: 20.30-DI: 18.00^D
FR/SO: 20.00-
SA: 10.30/22.30
SA/MI: 17.30-MO: 18.00
DI: 20.30^{E/d/f}

- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
15.30-SA/MI: 20.30-SO: 18.00^D
FR/DI: 18.00-MO: 20.30^{E/d/f}
- **SELFLESS - DER FREMDE IN MIR** [14/12 J]
15.30-FR/SA/MO/MI: 20.30
SA: 11.10/23.00-
SO/DI: 18.00 MO/DI: 13.00^D
FR/SA/MO/MI: 18.00-
FR: 23.00 SO: 11.10-
SO/DI: 20.30^{E/d/f}
- **PIXELS - 3D** [10/8 J]
FR/MO-MI: 15.45
FR/SO/DI: 18.15
SA/MO/MI: 20.45^D
- **UNFRIENDED - UNKNOWN USER** [16/14 J]
FR/SA: 23.00^D
- **TERMINATOR: GENISYS - 3D** [12/10 J]
FR/SA: 23.15^D
- **MR. HOLMES** [12/10 J]
SA/SO: 10.45^{E/d/f}

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
18.00-FR/MO-MI: 14.00/16.00^D
- **JURASSIC WORLD - 3D** [12/10 J]
FR-MO/MI: 20.00^D
- **TED 2** [16/14 J]
FR/SA: 22.30^D
- **BARBIE: EINE PRINZESSIN IM ROCKSTAR CAMP** [0/0 J]
SA/SO: 14.00/16.00^D
- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
DI: 20.00^D

REX

Steinvorstadt 29 kitag.com

- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
14.00-FR/DI: 20.00^D
- **SELFLESS - DER FREMDE IN MIR** [14/12 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}
- **ANT-MAN** [10/8 J]
17.00^{E/d/f}
- **Swisscom Carte Bleue Night: VACATION - WIR SIND DIE GRISWOLDS**
MI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 26. AUGUST 2015**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **AMY - THE GIRL BEHIND THE NAME** [10/8 J]
17.15^{E/d}
- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
20.15^{E/d/f}

FRICK

MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 18. AUGUST 2015**

- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
MI: 15.00^D
- **AMY** [10/8 J]
MI: 20.15^{E/d/f}

LIESTAL

ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **WEGEN UMBAU BLEIBT DAS KINO ORIS VOM 17. AUGUST BIS 10. SEPTEMBER GESCHLOSSEN**
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
FR-SO: 16.00^D
- **MINIONS** [6/4 J]
SA/SO: 14.00^D
- **PIXELS - 3D** [10/8 J]
FR-SO: 18.00^D
- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
FR-SO: 20.15^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
FR-SO: 18.00-MO-MI: 20.15^{Ov/d}

LA RITOURNELLE 42

[10/8 J]
FR-SO: 20.15-MO-MI: 18.00^{F/d}

- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LIGHTS** [8/6 J]
SO: 16.00^D

SISSACH

PALACE

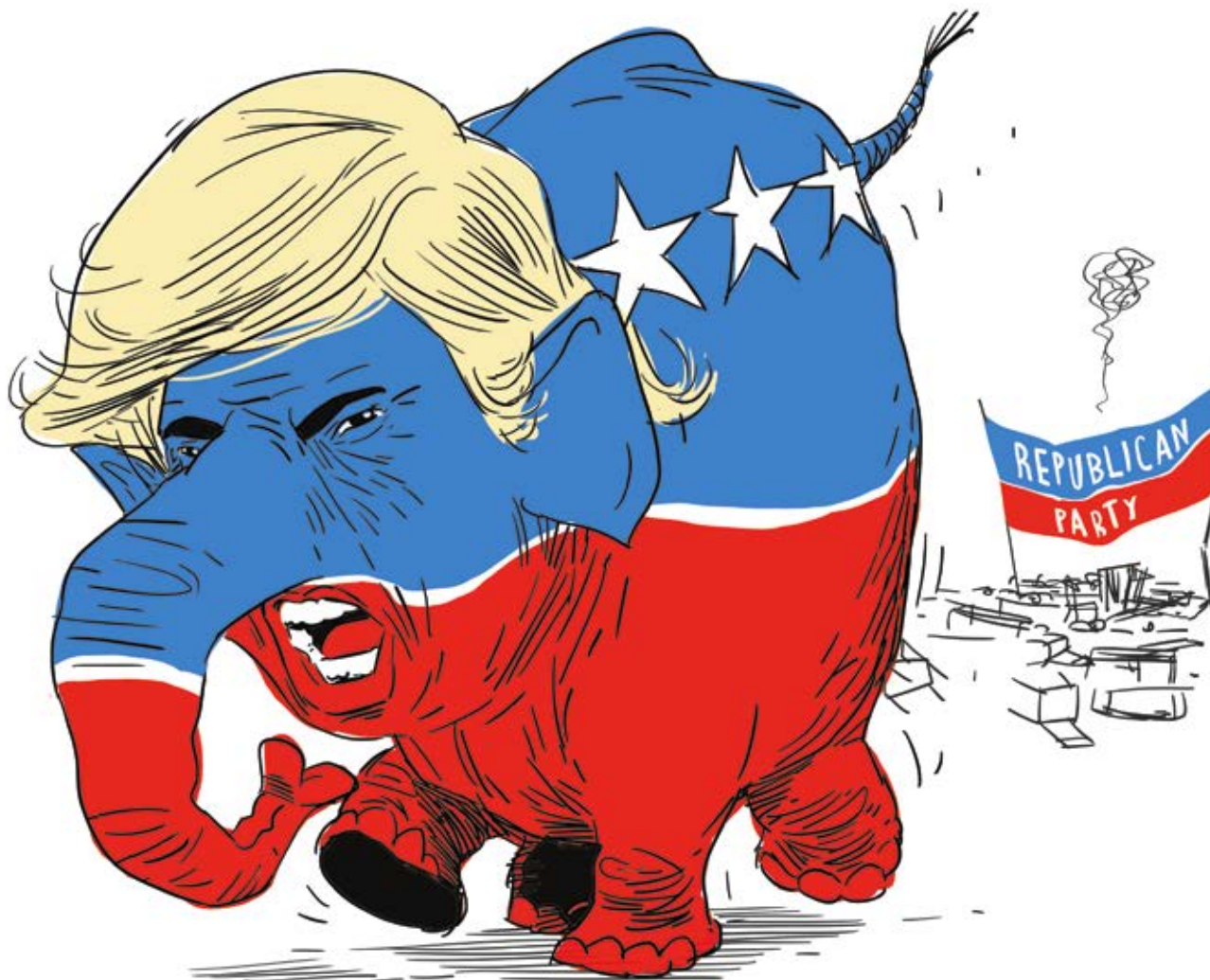
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



IN DIESER WOCHEN: WER HAT ANGST VOR DEM SPITZENKANDIDAT?

WOW, ER ZERTRUMPELT
DIE EIGENE PARTEI.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 33;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig, Jonas Grieder

(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistenten
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektur
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel



Das Regiedebüt von Guy Ritchie war ein Knaller.

FOTO: ALL STAR PICTURE LIBRARY

Kultwerk #193

1998 erneuerte Regisseur Guy Ritchie mit «Lock, Stock and Two Smoking Barrels» den englischen Gangsterfilm.

Revolver und eine Revolution

von Antonia Brand

Beinahe wäre «Lock, Stock and Two Smoking Barrels», Guy Ritchies Spielfilmdebüt, nie produziert worden. Ritchie besass so gut wie keine Regieerfahrung, tatsächlich hatte er nicht einmal eine Filmschule besucht. Er legte das Drehbuch einer befreundeten Produzentin, Trudie Styler, aufs Pult. Ihrer Beharrlichkeit haben wir es mitzuverdanken, dass das Skript nicht in der Schublade verschwand. Obwohl die Produzentin nicht von Beginn weg überzeugt war – das Drehbuch war schlecht geschrieben, voller Tippfehler

und die Handlung schien zu verwirrend –, gab sie sich einen Ruck. Sie entwirrte die Handlung mithilfe von Skizzen und erkannte: dahinter steckt durchaus System.

Ritchie bekam grünes Licht für die Produktion. «Lock, Stock and Two Smoking Barrels» sollte sich als wegweisend für die Zukunft des britischen Gangsterfilms erweisen. Und er wurde einer jener Filme, die sofort nach Kinostart Kultstatus erreichten. Nicht wie Box-Office-Flops, die erst eine Generation später von einem neuen Publikum entdeckt werden, kein B-Movie, das nach dem Motto «So schlecht,

dass es schon wieder gut ist» zu Ruhm gelangte. Niemand hätte den Erfolg erwartet, den Ritchie mit seinem Erstling hatte: 18 Millionen Pfund Einnahmen bei weniger als einer Million Pfund Budget. Was ist also so besonders an diesem Film, das die Underdog-Komödie zum Kult werden liess?

Im Zentrum stehen die vier Kleinkriminellen Eddy, Bacon, Soap und Tom und ihr Bestreben, mit möglichst wenig Anstrengung möglichst viel Geld zu verdienen. Dafür eignet sich bekanntlich nichts so gut wie das Glücksspiel. Es kommt, wie es muss, das Spiel ist gezinkt und sie verschulden sich. Die Freunde müssen sich etwas einfallen lassen, wie sie schnell an 500 000 Pfund kommen, sonst sind sie erledigt. Es folgt eine verbissene Suche nach dem schnellen Geld, wobei ihnen alle Mittel recht sind. Ihre Wege kreuzen sich immer wieder mit brutalen Schuldeneintreibern, vertrottelten Gelegenheitsdieben, sozopathischen Drogendealern und Marihuana-züchtern. In die Quere kommen ihnen dabei die «Two Smoking Barrels», zwei antike Gewehre, hinter denen alle her zu sein scheinen.

Der Tarantino Europas

Das klingt erst einmal wie der Prototyp einer Verbrecherkomödie. Neu war allerdings die Aufmachung. Schnelle Schnitte jagen einander, ein Grossteil des Films sieht aus wie ein Musikvideo. Viele Schiessereien in «Lock, Stock and Two Smoking Barrels» ähneln den Gewaltinszenierungen in Tarantinos Filmen. Guy Ritchie verlegt diese ins Umfeld des Kleinkriminellenmilieus in London. Insgesamt setzte Ritchie auf weniger Gewalt und mehr Ironie, zudem findet man bei ihm mehr Rohheit und Verwahrlosung als bei Tarantinos Figuren. Ritchies Musikauswahl erinnert stark an sein Vorbild. Die Songs sind nicht als Hintergrundbegleitung gewählt, sie tragen zur Persönlichkeit des Films bei, geben ihm eine unverwechselbare Färbung. Schön zu sehen ist das in der Szene, in der zwei rivalisierende Gangs eine Auseinandersetzung zu «Zorba the Greek» vorbereiten.

Seit der Premiere von «Lock, Stock and Two Smoking Barrels» sind 17 Jahre vergangen. Abgesehen von der Kleidung der Figuren (unförmig geschnittene Ledermäntel und Pullover in Übergrösse) ist der Film gut gealtert. Ritchie brachte die Abgefuchtheit der britischen Arbeiterklasse, MTV-Kultur und tarantinoesques Kino zusammen und läutete die Geburtsstunde des Gangsterfilms für die Generation X ein. An den Erfolg von «Lock, Stock and Two Smoking Barrels» konnte Guy Ritchie bisher nicht mehr anknüpfen. In den Nullerjahren machte er überwiegend als Madonnas Ehemann Schlagzeilen, danach driftete er für kurze Zeit mit den «Sherlock Holmes»-Filmen ins Fantasygenre ab. Seit dieser Woche zeigt er sich aber mit «The Man from U.N.C.L.E.» wieder in seiner Paradedisziplin, der Crime-comedy, in unseren Kinos.

tageswoche.ch/+r9ce9

x

In der Nähe des Rütli locken stille Winkel und ein mächtiger Wasserfall zum Baden. Während sich um den Vierwaldstättersee Touristen tummeln, haben wir den See hier für uns allein.

Mythischer Schwumm in der Zentralschweiz

von Daniel Zahno

Wir beginnen unsere Wanderung in Treib, wo wir nach zwei Stunden Schifffahrt von Luzern her Lust auf Bewegung haben. Ein einsames Strässchen führt hinauf nach Volligen, einem Weiler von Seelisberg. Wer Hunger hat, sollte im dortigen Restaurant auf der herrlichen Aussichtsterrasse speisen. Hier kehren die Einheimischen ein: Die Teller sind üppig, Salate und Steaks haben Klasse und sind wunderbar angerichtet.

Nach der Stärkung gehts auf einem schmalen Pfad über Wiesen und Weiden an schönen alten Gaden vorbei Richtung Trigris und Beckenried. Der Blick auf See und Berge ist gewaltig. Wir kommen an einem völlig mit Efeu überwucherten Haus vorbei, wo man wetterbeständige handgegossene Engel kaufen kann – wir sind nämlich per Zufall auf dem Jakobsweg im Kanton Uri, an der Grenze zu Nidwalden.

Weiter oben führt noch einmal ein kurzes Stück über ein stilles Strässchen, dann gehts unter einer senkrecht abfallenden

Felswand in den Wald hinein. Der schöne Pfad schlängelt sich dem felsigen Hang entlang. Da und dort haben wir durch die Bäume einen grossartigen Blick zurück auf das Gipfelpaar der Mythen.

Spektakuläre Wasserfälle

Bei zwei, drei steilen Passagen kommen wir ganz schön ins Schnaufen – und sind froh, tragen wir gute Wanderschuhe. Ein Spaziergang ist das nicht, auch wenn wir nie viel höher als auf 800 Meter steigen. Beim Haselholz nehmen wir die Abzweigung nach Risleten. In fünfzehn Minuten stehen wir auf einer Brücke, die über die spektakulären Risleten-Wasserfälle führt. Der steile Weg hinunter zum türkis glänzenden See quert die Fälle gleich dreimal, Trittsicherheit ist hier Voraussetzung.

Unten kommt man unter einer mächtigen Felswand zu einem einsamen Badeplätzchen. Über kleinere Felsen gelangt man hier in den See – und hat ihn ganz für sich allein. Auch später tun sich einsame Badeplätzchen auf, die etwas Mut

benötigen. Aber was für ein Gefühl, in dem zauberhaften See ganz allein auf die Mythen zuzuschwimmen!

Das letzte Wegstück der rund drei, vier Stunden dauernden Tour holt uns dann von unserem Abenteuer- und Romantiktrip zurück in die Realität: Die A2 verlässt den Seelisbergtunnel, und der Wanderweg unter der Autobahn lässt uns trefflich über unseren Mobilitätswahn sinnieren. Beckenried ist dann, trotz Autobahnnähe, wieder beschaulich: Auch hier lässt es sich da und dort schön baden. Und am See gutessen.

Nach der Übernachtung im Privatzimmer der Familie Scheuber kann man am nächsten Tag mit dem Schiff oder dem Bus nach Ennetbürgen fahren, um dort am Ausläufer des Bürgenstocks weitere wilde Badeplätzchen zu entdecken. Auf keinen Fall verpassen sollte man, mit dem letzten oder zweitletzten Kursschiff von Beckenried nach Luzern in den Sonnenuntergang hineinzufahren – das Schiff ist halb leer, die Stimmung fast mystisch.

tageswoche.ch/+bmuy5

×

Nur für schwindelfreie Schwimmer: Die Risleten-Wasserfälle.

FOTO: DANIEL ZAHNO



Anbeissen

Herrliche Salate und Steaks im Restaurant Volligen.

Abtauchen

In der Nähe von Risleten gibt es Badeplätzchen, wo man den See ganz für sich alleine hat.

Absteigen

Bei Familie Scheuber in Beckenried gibt es günstige Zimmer.

Anschauen

Der Risleten-Wasserfall mit seinen zahllosen Kaskaden ist ein spritziges Spektakel.

Abfahren

Mit dem letzten oder zweitletzten Kursschiff nach Luzern in den Sonnenuntergang hineinzufahren, ist fast schon mystisch.



«Urlaub ohne Kodak ist verlorene Zeit», verkündete die Werbung vor 100 Jahren.

FOTO/MONTAGE: NILS FISCH

Zeitmaschine

Nur was fotografiert wird, ist wirklich passiert. Das galt schon 1914 – für Reiseerinnerungen wie für den Kriegsdienst.

Keine Ferien ohne Fotos

von Martin Stohler

Ferienzeit. Reisezeit. Wieder daheim, hat man etwas zu berichten. Jedenfalls wenn man einer der drei Männer im Rauchcoupé ist, mit denen uns ein Inserat in der «National-Zeitung» vom 31. Juli 1914 bekannt macht: «Jeder brüstete sich, seinen Urlaub besser verbracht zu haben als die beiden anderen. Zwei von ihnen erzählten weitschweifig, wie sie die Zeit verbrachten, was sie alles gesehen und getan haben, sprachen über Menschen, die sie getroffen haben, doch hatten sie nichts zu zeigen, dass sie lustigere Ferien verbrachten als irgend ein Anderer.

Da nahm der dritte Herr dreissig oder vierzig Kodak-Momentaufnahmen aus seinem Notizbuch und bewies nun seinen Gefährten, wie glücklich er war.»

Das Fazit, mit dem der glückliche Urlauber die zwei andern entlässt, kann nicht wirklich überraschen: «Ich gehe niemals ohne meine Kodak auf Urlaub, die Erfahrung hat mich gelehrt, dass ein Urlaub ohne Kodak verlorene Zeit bedeutet.»

Wo der Glückliche seine Ferien verbracht hat, verrät uns das Inserat allerdings nicht. Sollte er der Begleiter der jungen Dame gewesen sein, die das Inserat beim

Vorbereiten einer Aufnahme zeigt, fanden die Ferien am Genfersee statt. Die Burg am Seeufer, in der wir Schloss Chillon erkennen dürfen, legt das nahe.

Gut möglich, dass sie den Apparat erst kurz vor der Reise in den Urlaub erworben hatte, weist das Inserat doch darauf hin, «dass der Gebrauch eines Kodaks in einer halben Stunde erlernt ist». Die Preise für Kodak-Kameras bewegten sich 1914 zwischen 40 und 500 Franken. Den Klappaschen-3A-Kodak-Apparat, mit dem sich Bilder im Postkartenformat schiessen liessen, erhielt man damals für 140 Franken. Zum Vergleich: Für das Jahresabonnement – von der Post zugestellt – der «Basler Nachrichten» bezahlte man damals 21 Franken, für jenes der «National-Zeitung» 16.50 Franken.

Die besten Schüsse vom Schlachtfeld

Im Sommer 1914 wurden nicht nur Ferienfotos gemacht. Im August 1914 entflammte der 1. Weltkrieg, und sogleich kursierten die ersten Bilder. «Geschossen» wurden die Bilder von Armee Fotografen, aber auch vom einfachen Soldaten. Diesem stand mit der Vest Pocket Camera von Kodak ein handlicher kleiner Fotoapparat zur Verfügung, der sich leicht in den Kriegsdienst mitnehmen liess. Vergleichbare Geräte boten auch andere Hersteller an, so etwa die Heinrich Ernemann AG in Dresden, die ihre «Feldkameras» mit dem Slogan «Die besten Erfolge auf allen Kriegsschauplätzen» anpries.

tageswoche.ch/+yk3ew

×

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

KLEIDERSAMMLUNG FÜR ERSTE MODE-LEIHOUTIQUE IN BASEL

Haben Sie schöne Stücke, Designer-Mode, handgemachte Alltags- oder Festkleidung für Männer und/oder Frauen, die Sie nicht in den Kleidersack geben wollen? Wir lancieren die erste öffentlich geteilte Kleider-Garderobe für Basel. Wir wollen Kleider gemeinsam wertschätzen statt schnelllebige Mode unterstützen. Leihen statt kaufen. Helfen auch Sie, die Kollektion zu vervollständigen. Für jedes aufgenommene Stück erhalten Sie einmaligen kostenlosen Zugang zu Kleidungsstücken der Kleid Boutique. Wir freuen uns!

HAUS, BAUERNHAUS ODER AUCH ALTBAUWOHNUNG (AB 4 Z.) GESUCHT

Wir, eine junge, kreative Familie möchten auf diesem Weg ein Bauernhaus in der Nordwestschweiz, ein Haus oder eine Altbauwohnung mit Garten in Basel finden. Kauf oder Miete. Auch sind wir interessiert, mit anderen Leuten, Familien zusammenzuwohnen. Wir freuen uns auf Neuigkeiten!

BÜRSTNER T-585 HARMONY

Wohnmobil Bürstner Harmony t-585, Fiat Ducato 2.8 Liter, Jg. 4.2005, letzte MFK. 4.2015, km 82400, Leergewicht 2825 Kg, Länge: 5.99 m, Breite: 2.29 m, Höhe: 2.72 m.

FAHRZEUGBESCHREIBUNG

Fahrerhausklima, 4 Sitzplätze, Servolenkung, Anhängerkupplung, Markise, 2 Seitenwände für Markise + Sunblocker für Markise vorne, Aussenstaufach, Heckleiter, Dachreling, Portable Satellitenanlage Megasat Professional, grosses Dachfenster, festes Heckbett, drehbare Pilotensitze, Kühlschrank, Spüle, Kocher, Umluftheizung Gas, Warmwasser-Boiler, Nasszelle mit Cassetten-WC, separate Dusche. Frischwasser-Tank 120 l. Abwasser 100 l
NICHTRAUCHERFAHRZEUG

BAMBUSSOCKEN FÜR SIE UND IHN

Schluss mit lästigen Schweißfüssen und schmerzhaften Druckstellen! Testen Sie jetzt atmungsaktive Bambussocken. Bambussocken fühlen sich auf der Haut besonders weich an.

SCHWEIZERDEUTSCH-KURS VIA SKYPE

Lernen Sie Schweizerdeutsch in alltäglichen Situationen verstehen und sprechen!
Sie brauchen eine gute Internetverbindung, ein Mikrofon und evtl. eine Kamera und schon können Sie mit uns abmachen. Die Schweizerdeutsch-Lektionen sind individuell auf Sie abgestimmt und Sie lernen in Ihrem Tempo: Hörverstehen, mündliche Kommunikation und Aussprache, schweizerdeutscher Wortschatz.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

SACHBEARBEITER/IN 100% IN BASEL

Für unsere Partnerkunden (unterschiedliche Branchen) suchen wir Sachbearbeiter/in 80–100% im Raum Basel nach Vereinbarung.
Ihre Aufgaben: Mitwirkung bei der Ausarbeitung von neuen Serviceleistungen. Unterstützung der Verkaufsberater bei der Dokumentenerstellung, allgemeine Sekretariatsarbeiten, Korrespondenz. Diverse administrative Arbeiten.

Ihr Profil

Abgeschlossene kaufmännische Ausbildung
1–2 Jahre Erfahrung als Sachbearbeiter/in oder kaufmännische/r Mitarbeiter/in
Sicherer Umgang mit MS-Office
Einwandfreie Verständigung in Deutsch
Weitere gute Fremdsprachenkenntnisse (Englisch, Französisch, Italienisch) von Vorteil
Belastbare, selbstständige und flexible Persönlichkeit.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CH AG

ANZEIGE



WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Mit ihren zerstörerischen Fangmethoden bringt die Fischereiindustrie dutzende Fischarten dermassen unter Druck, dass diese kurz vor dem Aussterben stehen. Im Mittelmeer ist der Bestand des Blauflossenthuns um mehr als 80 Prozent zurückgegangen.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:

Bsp. CHF 20.-: «GP MEERE 20» an 488 senden

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.

greenpeace.ch/meere

GREENPEACE